„mit dem Rundfunk sozialisiert“
Gespräch mit Manfred Jenke

Manfred Jenke, geb. 4. April 1931, war nahezu 40 Jahre an verantwortungsvollen Positionen in der ARD tätig. 1956 kam er zum NDR und war dort zuletzt Leiter der Hauptabteilung Information. 1974 wechselte er zum WDR, wo er bis 1993 als Hörfunkdirektor beim Westdeutschen Rundfunk amtierte.

Das Gespräch führte Michael Crone am 8. Juni 2016 in Berlin.

Herr Jenke, Ihre Zeit beim Radio, fast 40 Jahre, war geprägt von Umbrüchen, Neuorientierungen, von Euphorie für das Radio, bis hin zur Existenzfrage, ob wir das Radio noch brauchen. Es war eine bewegte Zeit, die Sie intensiv mitgestaltet haben. Was bleibt in Ihrer Rückschau so essentiell, dass Sie sagen würden, das ist mir wirklich wichtig gewesen?

Ich würde gerne noch etwas früher ansetzen und sagen, dass eigentlich meine Rundfunkneigung, mein Interesse am Rundfunk noch während der Zeit des Dritten Reiches geweckt wurde, also noch vom sogenannten Großdeutschen Rundfunk. Ich lebte damals mit meinen Eltern in Berlin und meine frühen Kindheitserinnerungen, also als Sechs- bis Zehnjähriger, betreffen das Hamburger Hafenkonzert, betreffen das Wunschkonzert für die Wehrmacht, betreffen die wöchentliche Kolumne von Hans Fritzsche, einem der großen Propagandisten von Joseph Goebbels, und die Übertragungen von Führerreden, die damals nicht nur im Rundfunk stattfanden, sondern auch auf Tonsäulen auf den Straßen übertragen wurden. Das heißt, man saß auf seinem Balkon hier am Hohenzollerndamm und hörte scheppernd von einem Lautsprecher eine Führerrede. Das war nicht Rundfunk in dem Sinne, sondern das war eine Übertragung mit Lautsprechern, aber es war eben die Indienstnahme des Mediums, die Joseph Goebbels sich vorgenommen hatte als Führungsinstrument, um die Deutschen für den Nationalsozialismus zu begeistern. Das waren frühe Kindheitserfahrungen. Das setzte sich fort im Frühjahr 1945, als das Verbot, ausländische Sender zu hören, langsam in Vergessenheit geriet und man Radio Luxemburg hörte – deutsche Sendungen, deutschsprachige Sendungen. Man hörte den Soldatensender Calais, der in Wirklichkeit aus England kam und eine bis dahin in Deutschland ungespielte Jazzmusik brachte mit süffigen Nachrichten, die die Nachrichten im Großdeutschen Rundfunk doch wesentlich an Pepp und an Aktualität übertrafen.

Ich wurde also sozusagen mit dem Rundfunk sozialisiert. Zeitungen habe ich auch gelesen, aber der Rundfunk war das primäre Medium für mich. Von Fernsehen war noch keine Rede. Es gab in Berlin sogenannte Fernsehstuben, aber da ist meine Mutter mit mir nie hingegangen. Obwohl es mich gelockt hätte, das zu sehen, was Fernsehen ist, aber das war so weit weg, dazu traute man sich gar nicht.

Dann kam nach 1945 Radio Hamburg. Wir lebten in Hannover und es gab in Hannover eine Nebenstelle des Nordwestdeutschen Rundfunks. Der Nordwestdeutsche Rundfunk wurde ins Leben gerufen als die eigentlich deutsche Nachfolgeinstitution von Radio Hamburg, einem Sender der englischen Militärregierung. Dieser Norddeutsche Rundfunk hatte einen ganz prägenden Einfluss; seine Stimmen, Peter von Zahn, Axel

Eggebrecht und andere waren sehr prägnant, waren anders als die offiziellen, offiziösen Nachrichtensprecher im Großdeutschen Rundfunk. Es wurde plötzlich ein anderer Tonfall im Rundfunk laut als der, den man bis dahin gewöhnt gewesen war.

Dieser Nordwestdeutsche Rundfunk war eine große frühe Erfahrung für ein 14 Jahre altes Kind, das eigentlich in der Zeit politisiert wurde. In der Zeit, als die britische und die amerikanische Armee Deutschland eroberten, war der Rundfunk das eigentlich verbindende Glied in dem damals noch sich nur in Umrissen abzeichnenden neuen Deutschland.

Sie haben nach dem Kriege die ersten Jahre des deutschen Nachkriegsrundfunks unmittelbar miterlebt. Schildern Sie doch diese Aufbruchsstimmung ein wenig genauer.

Es war schon interessant zu hören, wie dieser Rundfunk sein eigenes Gesicht bekam, seinen eigenen Impuls auf die deutsche Gesellschaft ausübte. Also ich kann mich noch entsinnen: Peter von Zahn, der damals als eher linksliberal galt, der dann aus Hamburg versetzt wurde nach Düsseldorf, um das Land Nordrhein-Westfalen – das Ruhrgebiet, den Kohlenpott – ins Bewusstsein der NWDR-Hörer zu rufen. Also bevor er nach Amerika ging, musste er erstmal in Düsseldorf eine Bewährungszeit verbringen und deutschen Hörern klar machen, was das Ruhrgebiet eigentlich bedeutete.

In der Zeit gab es ja einen Dualismus zwischen Hamburg und Köln. Der Nordwestdeutsche Rundfunk war eine Anstalt aus vier Ländern: Niedersachsen, Hamburg, Schleswig-Holstein auf der einen Seite und Nordrhein-Westfalen, das größte und an Gebührenzahlern stärkste Land, auf der anderen Seite. Es gab in Nordrhein-Westfalen eine Aversion gegen Hamburg. Hamburg wurde damals als „Rotfunk“ betrachtet. Schon damals gab es solche Äußerungen.

Schon in den 40er, 50er Jahren?

Ja, schon zu Anfang der 50er Jahre war Hamburg der „Rotfunk“ und in Köln versuchte man einen konservativ katholischen Rundfunk ins Leben zu rufen, was aber – wie man heute weiß – scheitern musste mangels ausreichend qualifiziertem Personal.

Köln war der Standort, den Konrad Adenauer für den Westdeutschen Rundfunk, für den neuen Westdeutschen Rundfunk ausgesucht hatte, eben nicht die Landeshauptstadt Düsseldorf und eben nicht die Bundeshauptstadt Bonn, weil er, Adenauer, im Grunde genommen einen unabhängigen Rundfunk wollte, keinen Regierungsrundfunk wie später. Aber damals hieß es noch, wir wollen in Köln einen ganz eigenen, nicht an die politischen Parteien gebundenen, wohl aber konservativen Rundfunk haben. Das glückte aber eben nicht, mangels Personal. Es gab große Querelen über die Frage, wer denn nun in diesem Funkhaus das Sagen haben sollte. Einer der ersten, der gehen musste, noch von Hugh Greene, dem englischen Controller, persönlich gefeuert, war Eduard von Schnitzler, der damals politischer Chef des Kölner Funkhauses war. Der Kölner Intendant Max Burghardt ging seinerseits in die Zone, wie man damals sagte, also in die DDR. Er war ein Theaterintendant in Berlin gewesen, war auch Kommunist, war aber in Hamburg nicht gut gelitten.

Die Hamburger standen diesem Kölner Funkhaus sowieso misstrauisch gegenüber. Man entsandte zum Beispiel den technischen Direktor nach Köln, weil in Köln ein Funkhausneubau geplant war und er diesen im Sinne der Hamburger realisieren sollte. Aber eben dieser technische Direktor verliebte sich sehr schnell in die Schulfunkchefin des Westdeutschen Rundfunks, die er später heiratete und hat seine Abende lieber mit dieser Dame als mit den Plänen für das Kölner Funkhaus verbracht, so dass am Ende 1955 dort ein hochmodernes, sehr umfangreiches, auch sehr teures Funkhaus gebaut wurde – sehr zum Unwillen der Hamburger. Die sagten: „Wozu schicken wir den technischen Direktor nach Köln, wenn dann sowas dabei herauskommt?“ Aber das war mehr der Versuch, den Nordwestdeutschen Rundfunk zusammenzuhalten. Den hat Hugh Greene unternommen, der erste englische Controller des Nordwestdeutschen Rundfunks und hat dazu sich den niedersächsischen Kultusminister Adolf Grimme als ersten Generaldirektor geholt. Das war auch der Versuch, die Sozialdemokraten friedlich zu stellen, die in der Zeit doch eine gewisse Aversion gegen einen mehr rechtsbürgerlich, nicht so sehr liberalen Rundfunk hatten und die sehr stark pochten auf proportionale Beteiligung.

Ich behaupte ja, dass die Wurzel des Rundfunkproporzes der Versuch der Sozialdemokraten war, im Rundfunk eine gewichtigere Stimme zu bekommen gegenüber der vorherrschenden bürgerlich-liberalen Meinungsfront. Sie wollten einen Rundfunk haben, der stärker parteipolitisch ausgerichtet war. Sie wollten Gremien nicht mehr wie der NWDR sie hatte, sondern wie der neue WDR sie hatte, mit einem starkem parlamentarischem Einfluss. Das hat in Nordrhein-Westfalen dazu geführt, dass der Rundfunkrat des 1956 ins Leben gerufenen WDR sich als stark parteipolitisch engagiert empfunden hat und man zusätzlich einen Programmbeirat schaffen musste, in dem die gesellschaftlich relevanten Organisationen sich zusammenfanden – frei von, wie man damals glaubte, parteipolitischen Einflüssen. Sie wollten, dass dort die ständische Gesellschaft sich wiederfand. Diesem Beispiel aus Nordrhein-Westfalen ist man dann bei den Staatsvertragsberatungen über den Norddeutschen Rundfunk, der gleichfalls Anfang 1956 ins Leben gerufen wurde, gefolgt und zwar von der Hamburger und schleswig-holsteinischen CDU-Regierung unter Sieveking und von Hassel und der niedersächsischen SPD-Regierung unter Hinrich Wilhelm Kopf. Man hat also das Modell, das die nordrhein-westfälischen Politiker gesetzt hatten mit ihrer Konstruktion des WDR-Rundfunkrates, für den NDR-Rundfunkrat übernommen, so dass also plötzlich zwei – ich will nicht sagen feindliche Brüder, aber rivalisierende Brüder – rivalisierende Kinder des Nordwestdeutschen Rundfunks in der Landschaft waren.

Ich denke, dass diese Gründungsgeschichte des NDR bzw. des WDR, wie Sie sie jetzt skizziert haben, sehr schnell weg von einem staatsfreien, neutralen Rundfunk führte, wie ihn sich manche in der Nachkriegszeit vorstellten, und sich stattdessen ein „Proporzrundfunk“ etablierte. Wie haben Sie dieses persönlich erlebt?

Man muss sehen, dieses Spannungsfeld – ich beginne jetzt, meine eigene Erfahrung da einzubringen – das Spannungsfeld wurde mir schnell deutlich. Ich arbeitete in Hannover bei der Zeitung und zwar erst bei der „Hannoverschen Presse“ und dann bei der Wochenzeitung des DGB – der „Welt der Arbeit“ – und im NDR musste etwas für Niedersachsen getan werden. Man baute also ein wunderschönes Funkhaus am Maschsee und baute kräftige Sender auf dem Torfhaus, um auch in die sogenannte Zone, also in

die DDR, einstrahlen zu können. Man musste nun also dieses Funkhaus Hannover mit Redaktionen aufladen. Als erstes ging nach Hannover das „Kulturelle Wort“, als zweites der „Kirchenfunk“ und dann wurde überlegt: Was haben wir noch für Sendungen, die wir in Hamburg so recht nicht mögen? Da gab es die Sendung „Aus der Welt der Arbeit“, die im Wechsel mit Köln gemacht wurde. Nun gab es in Hannover einen Menschen, der für die Zeitung „Welt der Arbeit“ als Reporter tätig war – das war ich. Da fiel den Hamburgern nichts Besseres ein als zu sagen: „Wenn der die Zeitung ‚Welt der Arbeit‘ macht, kann er das auch mit der Rundfunksendung machen.“ Ich hatte aber keine Ahnung von Sozialpolitik. Ich hatte ja für die Gewerkschaftszeitung nicht als Sozialpolitiker, sondern als Reporter gearbeitet und sollte nun von heute auf morgen im Oktober 1956 über den Hamburger DGB-Kongress berichten für NDR und WDR und war dort ziemlich überfordert, obwohl mir die Leute da in Hamburg sehr geholfen haben. Aber ich hatte wenig Ahnung von den Fragen, die auf diesem DGB-Kongress besprochen wurden. Das waren für mich, ich will nicht sagen „Böhmische Dörfer“, aber es war doch ein relativ unbekanntes Gebiet für mich, obwohl ich von der Zeitung „Welt der Arbeit“ zu der Redaktion „Welt der Arbeit“ wechselte.

Darf ich an der Stelle ganz kurz noch einmal auf Ihren persönlichen Werdegang, Ihre beruflichen Anfänge zurückkommen? Wenn ich richtig informiert bin, hatten Sie vorher schon, bevor Sie 1956 zum NDR kamen, Beziehungen zum Medium Radio: Sie sind als Reporter mal unterwegs gewesen. Also insofern brachten Sie nicht nur den Hintergrund „Welt der Arbeit“, die Zeitschrift des DGB, mit, sondern auch tatsächlich Rundfunkerfahrung.

Ja, aber diese Rundfunkerfahrung bezog sich natürlich, das muss man ganz offen sagen, nicht auf eine Reportertätigkeit, sondern auf eine Autorentätigkeit. Also ich arbeitete an regionalen und lokalen Features mit. Das machte mir auch großen Spaß, das machte ich nebenbei in freier Mitarbeit. Das brachte mir einen gewissen Namen ein in dem Norddeutschen Rundfunk, so dass ich also tatsächlich nicht ganz fremd war. Trotzdem galt ich dort als jemand, der von außen reingedrückt worden war. Ich gehörte nicht zu den klassischen Rundfunkleuten, die dort von Walter Hilpert und anderen in der Rundfunkschule des NDR aufgezogen worden waren – also Gerd Ruge zum Beispiel oder andere, die da reingewachsen sind über die Rundfunkschule des NWDR. Ich kam von außen als Seiteneinsteiger, wenn man so will. Aber auch als jemand, der von den politischen Mächten – also in dem Fall den Gewerkschaften – in das Haus reingedrückt wurde. Bemerkenswerterweise gab es da Widerspruch nicht von den Arbeitgebern, sondern die kannten mich aus einer anderen Facette meiner Arbeit.

Ich arbeitete ja bei der „Welt der Arbeit“ – der Zeitung – in der Pressestelle des DGB Niedersachsen, wo Leute wie Otto Brenner und andere auch tätig gewesen waren. Und zwar gab es dort eine Problematik, die mit kommunistischer Unterwanderung der Gewerkschaften zusammenhing. Da wurde überlegt, was kann man tun, um die in Niedersachsen relativ starke von der DDR herkommende kommunistische Aktivität zu bremsen? Die Überlegungen gingen in die Richtung: Wir machen einen Informationsdienst, der heißt „Feinde der Demokratie“ und beschäftigt sich mit kommunistischer Unterwanderung der Gewerkschaften. Jetzt war es aber so, dass zur Legitimation dieses Informationsdienstes nicht nur die linksradikale, sondern auch die rechtsradikale

Gefährdung der Politik und der Gesellschaft deutlich gemacht werden musste. Im DGB wurde also gesagt: Da ist dieser Jenke, der kann doch für uns, wenn wir hier im Haus den Linksteil dieses Informationsdienstes bearbeiten, kann der doch den Rechtsinformationsteil bearbeiten.

Ich bekam also eine Fülle von Tageszeitungen aus Norddeutschland zur Auswertung. Ich bekam auch interessanterweise Informationen aus dem im Aufbau befindlichen Niedersächsischen Verfassungsschutz. Dort amtierte nämlich Fritz Tobias, der Verfasser des Buches über den Reichstagsbrand, und der versorgte mich ab und zu mit Tipps, da gibt es dies und das, diese und jene Aktivitäten im rechtsradikalen Bereich, das könntet ihr in eurem Informationsdienst doch auch mal berücksichtigen. Auf diese Weise, das geht jetzt alles in die frühen 1950er Jahre, auf diese Weise lernte ich also Hans Grimm und seine Lippoldsberger Dichtertage kennen. Das waren Treffen rechtskonservativer Literaten. Auf diese Weise lernte ich auch die Göttinger Verlagsanstalt von Leonhard Schlüter kennen und Waldemar Schütz. Das waren Verleger, die Erinnerungs- und Rechtfertigungsliteratur ehemaliger Nationalsozialisten publizierten. Es gibt in dieser Zeit eine frühe Bekanntschaft von mir mit dem späteren NDR-Intendanten Gerhard Schröder. Er war Regierungsrat und Pressestellenleiter des Niedersächsischen Kultusministeriums. 1955 gab es in Niedersachsen eine Wahl, bei der dann Heinrich Hellwege von der Deutschen Partei zum Ministerpräsidenten gewählt wurde. Die CDU spielte in Niedersachsen da noch keine Rolle, sondern dominierend war die Deutsche Partei, eine rechtskonservative Partei, unterstützt vom BHE, dem Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten. Diese Partei zoffte sich mit den Sozialdemokraten sehr heftig in der Schulpolitik – christliche Schulen, Gemeinschaftsschulen. Der Mann, der zum Kultusminister in einer Regierung Hellwege berufen wurde, war Leonhard Schlüter, der Chef der Göttinger Verlagsanstalt. Warum? Er war FDP-Politiker und hatte das Ei des Kolumbus gefunden, nämlich die christliche Gemeinschaftsschule. Alle waren davon so beeindruckt, von dieser christlichen Gemeinschaftsschule, zu der sich sowieso die CDU und die Rechten, aber auch die Linken bekennen konnten, dass sie ihn zum Kultusminister machten. Das wurde in der Universität Göttingen mit großem Missfallen aufgenommen. Es gab einen Studentenaufstand der Universität, unterstützt von namhaften Professoren bis zum Rektor der Universität, die sagten: „Wir wollen uns doch nicht von diesem Kultusminister beaufsichtigen lassen. Der muss weg.“ Schlüter war zehn Tage Kultusminister, dann wurde er zum Rücktritt gezwungen und Heinrich Hellwege, der etwas verwundert war und dauernd die Frage stellte: „Wer kann denn die Vorwürfe mal substantiieren?“ – das wäre ganz leicht gewesen, er hätte nur mal jemanden in eine Buchhandlung schicken müssen und sich die Bücher, die Schlüter herausgegeben hatte, zeigen lassen müssen. Also er musste den Herrn Schlüter entlassen und sein Nachfolger wurde ein hochangesehener Politiker der Deutschen Partei – Richard Langeheine. Gerhard Schröder, der spätere NDR-Intendant, meldete sich erstmal 14 Tage krank, damit er nicht Schlüters Pressepolitik verteidigen musste und übernahm das Amt erst wieder, als Langeheine Minister wurde.

Das war so eine Episode, die übrigens eine Fortsetzung fand auf einer Frankfurter Buchmesse, wo die beiden Ausstellungsstände der beiden Göttinger Verleger Schlüter und Schütz von Mitarbeitern des katholischen Herder-Verlages aus der Messehalle rausgenommen und durch eine Glastür ins Freie gebracht wurden, sodass diese beiden

Stände plötzlich nicht mehr existierten. Ein früher und inzwischen völlig vergessener Studentenprotest, in dem u.a. Peter von Oertzen, der spätere niedersächsische Kultusminister, der damals in Göttingen war und andere später in der Sozialdemokratie ganz aktive Persönlichkeiten eine gewisse Rolle spielten. Aber Schlüter war mit dem Zeitpunkt erledigt – obwohl Schlüter einen gewissen Rückhalt gefunden hatte bei der britischen Besatzungsmacht. Die war nämlich durchaus interessiert an der Existenz einer konservativen Partei in Deutschland und das war ihrer Meinung nach in erster Linie die FDP. Schlüter hatte sich mit gewissen, vorsichtig ausgedrückt: rechtskonservativen, Leuten zusammengetan, die eine Rolle spielten, und er hatte den Engländern zudem versprochen, sich regelmäßig bei ihnen als Berichterstatter einzufinden, so dass also der Secret Service der Engländer beste Kontakte zu der rechtsextremen Bewegung hatte.

Das war so diese Zeit, 50er Jahre, in Niedersachsen, als zum Beispiel die SRP, die Sozialistische Reichspartei, verboten wurde vom Bundesverfassungsgericht. In der Fritz Bauer, damals noch Generalstaatsanwalt in Braunschweig, einen vielbeachteten Prozess führte gegen Otto Ernst Remer, den Mann, der praktisch den 20. Juli zum Scheitern gebracht hatte. Remer war ja Vorsitzender der SRP und großer Redner der Partei. Bauer hat damals in einem aufsehenerregenden Prozess, über den ich für die „Welt der Arbeit“ berichtet habe, dafür gesorgt, dass der politische Widerstand gegen Hitler moralisch gerechtfertigt wurde durch Gutachten von katholischen Moraltheologen und anderen hochangesehenen Professoren, die in Remer die Figur sahen, die diesen Akt des Widerstandes zum Scheitern gebracht hatte. Also das nur mal nebenbei zur Vorgeschichte meiner journalistischen Tätigkeit für die Gewerkschaftszeitung “Welt der Arbeit“.

Ich will damit sagen, ich hatte mich gar nicht mit Gewerkschaftsthemen beschäftigt, sondern mit ganz anderen politischen Themen. Insofern war es etwas verblüffend, dass ich nun plötzlich beim Rundfunk fixiert wurde auf Gewerkschaftsthemen, denn, wenn ich mal die Idee hatte, über etwas anderes zu sprechen, zu kommentieren, dann verlangte Hamburg, dass ein Fernschreiben mit diesem Text vorher von Hannover nach Hamburg geschickt wurde und der Chefredakteur Dr. Starke das persönlich gegenlesen wollte. So groß war das Misstrauen, das mir entgegen gebracht wurde in diesen nicht gewerkschafts- oder sozialpolitischen Themen: Wenn er sich mit anderen Sachen beschäftigen will, dann wollen wir das wenigstens vorher wissen und vorher lesen, damit da kein Unheil geschieht.

Das heißt doch, dass es schon in dieser frühen Phase der 50er Jahre einen sehr starken Einfluss parteipolitischer Art oder auch interessierter gesellschaftlicher Kräfte gab, wie der Gewerkschaften, die ihre Positionen dann in diesem Verteilungskrampf beanspruchten und wohl auch durchsetzten.

Soweit es ging. Also sozusagen mein Hauptförderer war der Landesbezirksvorsitzende des DGB Hermann Beermann, der später in den DGB-Bundesvorstand ging und der Mitglied des Rundfunkrates im NWDR gewesen war. Der eben auch Wert darauf legte, dass ich dort tätig wurde.

Es gab aber noch eine Nuance, als es um den Streit ging: Welche Rolle spielt denn nun eigentlich Niedersachsen im NDR? Man muss sehen: Hamburg, das kleinste Land, hatte die größte Personenzahl an NDR-Mitarbeitern; Schleswig-Holstein gab es nur in Gestalt eines kleinen Studios in Flensburg, dass die deutsch-dänische Beziehung pflegen sollte und das Funkhaus Hannover war unterbesetzt, wie man meinte. Die Frage war: Was kann Hannover denn nun beitragen in diesem neuen Norddeutschen Rundfunk? Dazu spielte eine große Rolle die Einführung des UKW-Rundfunks. Es gab jetzt nicht nur ein Gemeinschaftsprogramm Hamburg-Köln, sondern es gab jetzt ein zweites Programm sowohl in Köln als auch in Hamburg. Um dieses zweite Programm, das einen eigenen Programmchef hatte, zum Leben zu bringen, wurde beschlossen: Hannover macht in jeder Woche einen ganzen Tag in diesem zweiten Programm, und zwar jede Woche einen anderen Wochentag, damit jede Sendeform, jeder Programmplatz einmal in der Woche die Chance hatte, aus Hannover gestaltet zu werden. Das war für Hannover ein großer Impuls, dass plötzlich ein Beitrag gefordert wurde für das zweite UKW-Programm, das von „Hörzu“ als die Welle der Freude bezeichnet wurde, obwohl es eigentlich eine etwas sehr euphorische Bemerkung war. Denn die Freude lag dort einzig und allein in einem hohem Musikanteil gegenüber dem hohen Wortanteil des ersten Programms. Hannover musste also jede Woche einen ganzen Tag lang für dieses Programm beisteuern. Das war sein Ergebnis in dem Verteilungskampf.

Aber das ist ja schon immerhin eine ganze Menge gewesen für das „junge“ Funkhaus Hannover, mit der kleinen Mannschaft einen ganzen Tag zu bestreiten. Da sind Sie ja automatisch schon in eine andere Rolle gerutscht – nicht nur der Gewerkschaftsreporter, sondern auch durchaus befasst mit Themen aller Art.

Beim Stichwort Gewerkschaftsreporter muss ich noch eine Sache erwähnen: Mein Kölner Kollege Joachim Freitag, der selbst ein aktiver Gewerkschaftler war in der Rundfunkunion, der nannte diese Sendung, und so wurde sie in Hamburg von vielen auch genannt, „die Arbeitersendung“. Als ich dahin kam, – ich hatte mir das Rundfunkgesetz sehr deutlich durchgelesen – ist mir klar geworden: Es kann keine reine Arbeitersendung sein, also keine reine Zielgruppensendung nur für Arbeiter, sondern es muss eine Sendung über Arbeiter sein und dazu gehört auch eine gewisse Beteiligung des Tarifpartners, des Sozialpartners – also der Arbeitgeber. Meiner Position hat all die Jahre hindurch sehr geholfen, dass die Arbeitgeber, die Unternehmer auch in Nordrhein-Westfalen, mich anerkannten als nicht nur den reinen Gewerkschaftsjournalisten, sondern denjenigen, der eine gewisse Parität in bestimmten Fragen der Tarifpartnerschaft auch in dieser Sendung durchsetzte.

Diese Sendung war dann auch im WDR zu hören?

Die war wechselweise am Sonnabendnachmittag auf der gemeinsamen Mittelwelle, wechselweise aus Köln und Hamburg, zu hören.

Sie haben damit praktisch schon damals für den WDR gearbeitet?

Ja, ich musste wichtige Dinge aus Nordrhein-Westfalen natürlich in meiner Sendewoche berücksichtigen und hatte auch ein sehr gutes kollegiales Verhältnis zu meinem

Kölner Partner Joachim Freitag, der das lange gemacht hat – fast so lange wie ich, dann ging er aber in Pension.

Ich hatte auch ein sehr gutes Verhältnis zu anderen Leuten in dem Industrieinstitut, aufgrund meiner Tätigkeit bei dem Informationsdienst „Feinde der Demokratie“, der wurde ja von den Unternehmern sehr aufmerksam gelesen, weil es ja um die kommunistische Unterwanderung nicht nur der Gewerkschaften, sondern auch der Betriebe ging. Infolge dessen hatte meine Tätigkeit für diesen Informationsdienst das Interesse des Instituts der deutschen Wirtschaft geweckt und Leuten, die dort eine Rolle spielten. Und es waren dort Personen tätig, die dann später auch im Rundfunkrat des WDR aktiv waren und die sich dort empfehlend für mich bei meiner Wahl im WDR verwandt haben.

Das war also ein, wenn man es so will, ein unverhoffter, unerwarteter Nebeneffekt meiner Tätigkeit für die „Welt der Arbeit“, dass plötzlich die nordrhein-westfälische CDU oder Teile der CDU auf mich aufmerksam wurden und sagten: „Ja, den könnten wir eigentlich auch in Köln gut gebrauchen.“ Eine bessere Empfehlung konnte man sich eigentlich zum damaligen Zeitpunkt nicht wünschen.

Wir haben eben über parteipolitischen Proporz gesprochen. Sie sprechen jetzt wieder die Rolle der Parteien bei der Besetzung von Führungspositionen an. Sie sagten vorhin, Adenauer habe sich anfangs eigentlich für Politikferne eingesetzt, aber das ist ja dann wohl schon sehr bald kein Thema mehr gewesen.

Nein, nein, es gab zwar starke Kräfte hinter Adenauer, in der CDU, die sagten: „Unser Einfluss im WDR und auch im NDR muss stärker werden.“ Also der Adenauer selbst war ja ein Dickkopf und auch ein Sturkopf und hatte auch ganz bestimmte, ich will mal sagen, autoritative Vorstellungen von der Unabhängigkeit des Rundfunks. Deshalb sollte ja auch der frühe Rundfunk in Köln stattfinden und nicht in Düsseldorf – Düsseldorf war ja die Hauptstadt der Rheinprovinz. Da sollte er nicht hin. Er sollte schon in Köln sein.

Konrad Adenauer, ich würde mal sagen, man beginnt ein wenig Konrad Adenauer mit anderen Augen zu sehen, sieht stärker seine individuellen Eigenarten, sein autoritatives Gehabe, seinen Egoismus auch und sieht ihn nicht so sehr mehr als Vollstrecker des CDU-Willens.

Ich möchte noch einmal zurück zum NDR, aber bei dem Thema des Einflusses der Parteien auf den Rundfunk und seine Inhalte bleiben. Die „Panorama“-Kontroverse war ja nun auch ein Konflikt, der durch parteipolitische Interessen oder Befürchtungen ausgelöst wurde.

Ja, die „Panorama“-Affäre selbst hatte noch eine Vorgeschichte. Und zwar war das ja ursprünglich eine von Herrn Josef Müller-Marein, dem Chefredakteur der „Zeit“, gemachte Sendung nach englischem Vorbild und eigentlich ziemlich lahm und ziemlich wenig attraktiv, also ein für die damalige Situation typisches politisches Magazin. Erst als Rüdiger Proske in den NDR kam und seine Leute wie Gert von Paczensky von der „Welt“ herholte zum NDR, wurde es eine mehr kämpferische Sendung, obwohl zum Beispiel der Stellvertreter von Proske immerhin der CDU-Mann Jürgen Neven-du Mont

war. Der war nun jedoch ganz auf der Linie der linken CDU. Julia Dingwort-Nusseck zum Beispiel kam vom WDR zum NDR, weil sie auch auf der Seite der CDU war, auf der die nordrhein-westfälische CDU eben nicht war.

Ich will nur nochmal zurück auf die 50er Jahre. Es wurde von der Bundesregierung die Frage gestellt: „Was machen wir denn nun, wenn die staatliche Souveränität wieder auf die Bundesrepublik übergeht? Gibt es dann einen bundesrepublikanischen Rundfunk? Gibt es sowas?“ Da wurde ganz heftig von den Ländern, namentlich von den norddeutschen Ländern, opponiert und gesagt: „Nein, der Rundfunk bleibt Ländersache.“

Die Gründung der Deutschland-Fernsehen GmbH durch die Regierung Adenauer wurde deshalb auch vom Bundesverfassungsgericht gestoppt. Es kam zu einer Gegengründung – das ZDF als eine Anstalt der Länder unter Ausschluss des Bundes, aber nicht entsprechend finanziert. Das ZDF begann ja mit einem Defizit von 100 Millionen Mark und erst das Eingreifen von ARD-Intendanten wie Hans Bausch vom SDR auf der einen, Schröder vom NDR auf der anderen Seite führte dazu, dass ein Beschluss gefasst wurde, den Zinsendienst für diese 100 Millionen zu übernehmen und damit wurde das ZDF sozusagen durch die ARD gerettet. Das ist ja auch eine inzwischen völlig in Vergessenheit geratene Tatsache.

Wird hier nicht die Rolle der ARD überbewertet?

„Gerettet“ ist vielleicht zu viel gesagt, denn dann vermutet man auch inhaltliche Einflussnahmen. Aber in der Tat war die Weiterarbeit des ZDF wohl nur möglich, weil u.a. die ARD mit eingesprungen ist. Denn es lag ja auf dem Tisch ein Vorschlag der deutschen Zeitungsverleger, das ZDF zu kaufen für diese 100 Millionen. Das war eine Sache, die hat mein langjähriger Freund Fritz Hufen damals geschrieben im Auftrag der Zeitungsverleger. Der hat diese Denkschrift verfasst, die dann dem ZDF überreicht wurde oder den Politikern mit dem Ergebnis, dass das ZDF als unabhängige Anstalt, unabhängig auch von einer Interessensgruppe wie den Zeitungsverlegern, installiert wurde. Für Hufen hatte diese Denkschrift aber den persönlichen Effekt, dass Stolte und andere Verantwortliche im ZDF ihn als Pressechef des ZDF holten, weil sie dachten: „Das ist ein Mensch, der hat sich schon mal für uns eingesetzt.“

Aber wie gesagt, damals ging es wirklich um Verteilungskämpfe und der Rundfunk wurde – noch dazu kam ja das Fernsehen – als ein ganz wichtiges Medium angesehen gegenüber den Zeitungen. Man kann sich heute gar nicht vorstellen, wie die Zeitungen in den Hintergrund gerieten in der öffentlichen Diskussion über die Medienlandschaft, über die Etablierung des Fernsehens und wie begehrt die Positionen vor allem im Fernsehen waren und wie eifersüchtig darauf geachtet wurde, wer das nun im Einzelnen übernahm.

Ich kann mich noch gut entsinnen, welchen Sturm der Entrüstung es auslöste, als ein Beamter des Bayerischen Kultusministeriums namens Christian Wallenreiter zum Intendanten des Bayerischen Rundfunks gewählt wurde. Also die Welt geht unter, so der Tenor damals, wenn die bayerische Bürokratie jetzt den Bayerischen Rundfunk übernimmt.

Die 50er Jahre sind ja eigentlich die Hochzeit des Radios, das Fernsehen war doch zunächst vor allem ein ins Bild gesetzter Hörfunk. Ist diese Einschätzung aus Ihrer Sicht richtig?

Ich glaube, wir kamen ja alle im Grund von Zeitungen und lebten noch alle in dieser alten Vorstellungswelt: Es gibt jeden Tag einen Redaktionsschluss. Die Reporter schwärmten aus, brachten ihre Storys auf Band mit Ü-Wagen in die Funkhäuser und dann wurde am Ende des Tages eine Sendung gemacht, die hieß beim NDR „Das Echo des Tages“ und sollte dem Publikum sagen: „Das ist heute passiert“, „Wenn ihr das hört, wisst ihr was heute passiert ist.“ So begann es ja auch mit dem Fernsehen, wobei das doch noch schwieriger war, weil ursprünglich war ja die „Tagesschau“ nur dreimal die Woche. Das Material der deutschen „Wochenschau“ und das Fernsehen hatten noch keineswegs diesen Aktualitätsgrad, den es heute hat.

Der Hörfunk hatte auch nicht diese Begleitfunktion. Die übernahm er ja auch erst Mitte der 50er, Ende der 50er Jahre. Erst da erkannte man, dass man Radio machen kann, indem man den Ereignissen folgt. Das war ja neu und hat sich bis heute noch nicht überall durchgesetzt, dass man ein Radioprogramm macht, was der Entwicklung folgt. Ich kann mich noch entsinnen, als ich zum WDR kam, hieß es zum Beispiel dort, dass ein Thema, das im Morgenmagazin behandelt worden war – von 6 bis 8 Uhr – nicht im Mittagsmagazin von 12 bis 15 Uhr vorkommen durfte. Das war ein Tabu. Das wäre eine Dublette gewesen, das wollte man nicht. Das heißt, die Vorstellung, dass der Hörfunk den Ereignissen folgt und den jeweils neusten Stand berichtet, war absolut fremd.

Erst in den späten 50er Jahren oder in den 60er Jahren, als Leute wie Helmut Prinz vom Saarländischen Rundfunk zum WDR kamen, wurden im WDR Magazine entdeckt, wobei ja vorher sowieso eher der Lesefunk die Hauptsache war. Es wurde alles per Manuskript vorher festgehalten und musste verlesen werden. Spontane Gespräche – Live – waren die absolute Ausnahme. Es gibt ja eine berühmte Sendung, die ich auch hinterher erst gehört habe, von Axel Eggebrecht mit Matthias Wiemann über das von ihm im Großdeutschen Rundfunk gestaltete „Schatzkästlein“, in der Axel Eggebrecht Mathias Wiemann zu seiner Rolle im Nazi-Rundfunk befragt hat. Es war kritisch. Das war eine legendäre Sendung, in der Wiemann sich sehr freimütig geäußert hat – und mir ist nie klar gewesen, dass das vorher verschriftlicht war, dass dieses Gespräch zwischen diesen beiden verlesen wurde. Es war kein spontanes Gespräch. Es wäre unmöglich gewesen.

Vom „Lesefunk“ zum Rundfunkprogramm

„Lesefunk“ – eine manuskriptgebundene Vorlesungsform, so haben sie das Radio der frühen 50er Jahre einmal bezeichnet. Das ist, glaube ich, eine sehr schöne Charakterisierung, wie Radio von vielen Redakteuren, Autoren damals verstanden und gemacht wurde – verschriftlicht und dann vor dem Mikrofon vorgelesen. Das hat sich ja dann sehr schnell geändert und Sie haben maßgeblich mitgewirkt, andere Formen des Radiomachens auszuprobieren und umzusetzen.

Was nicht immer leicht war. Es gab damals natürlich eine Fülle von Autoren, die vom Rundfunk gelebt haben. Ich will gar nicht mal jetzt Namen wie Ernst Schnabel nennen,

der ja Literatur produziert hat. Aber es gab andere Autoren – Feature-Autoren –, die sehr stark davon gelebt haben, im Rundfunk einmal im Monat oder auch in anderen Zeitabständen ein schriftliches Werk vorgelesen zu bekommen, inszeniert zu bekommen. Ich gehörte auch zu denen, die als Autor sehr an dieser Gattung hingen und die sehr gerne solche Manuskripte geschrieben haben.

Als ich dann Direktor wurde, wurde mir plötzlich klar, dass es Redaktionen gab, die Sendezeiten als ihren Besitzstand betrachteten. Es gab Redakteure, die saßen an ihrem Schreibtisch und vergaben Aufträge für Manuskripte und die wurden dann umgesetzt in Viertel- oder Halbstundensendungen und wenn man es wagte, mal über eine solche Sendung zu reden, dann wurde man gleich verdächtigt, dass man die Freiheit des Rundfunks beeinträchtigen will und dass man die höchsten Werte des Rundfunks in Gefahr bringt – nämlich die, Sendungen vorher zu produzieren und einzusetzen und dann für die Ewigkeit zu archivieren. Das war schon eine schwierige Sache. Die Umstellung auf bestimmte Sendeformen war unangenehm, ungeliebt, wenig wohlgelitten und musste trotzdem stattfinden. In der Zeit wurden viele Sendungen als Interviews gemacht, die dann plötzlich nicht nur zehn Minuten, sondern ganze Stunden dauerten und denen es sehr gut getan hat, dass ein Autor oder ein Wissenschaftler oder ein sonstig bedeutender Mensch sich im Rundfunk frei ohne die Zwänge der Schriftsprache äußern konnte. Das hat doch sehr zur Belebung der Programme beigetragen, aber es musste sehr unter Schmerzen durchgesetzt und erkämpft werden.

Glücklicherweise waren die Hauptabteilungsleiter des Programmes mit mir schnell einer Meinung. Es gab eigentlich niemand der, außer den Feature-Redakteuren, von denen es im WDR eine ganze Menge gab, der diesen alten Vorleseformen nachtrauerte. Ich glaube eine wesentliche Veränderung war, dass ich gesagt habe: „Wir brauchen eine Feature-Konferenz. Wir wollen das monatliche Programm in unseren Programmsitzungen in der Weise durchsprechen, dass wir über Themen reden, nicht über Sendeplätze und dass wir, wenn wir dieses Thema dann festgelegt und eingegrenzt haben, was da eigentlich gesagt werden soll, dass wir dann dafür einen Sendeplatz suchen.“ Das war der eigentliche Knackpunkt. Dass nicht mehr jeder Redakteur über seine Sendezeiten frei verfügte, sondern dass Konferenzen ins Leben gerufen wurden, bei denen die Feature-Redakteure, von denen es vier oder fünf gab, sich einigen mussten auf bestimmte Themen und auf die Präsentation dieser Themen in bestimmten Sendeformen. Das war der erste wichtige Schritt der Veränderung.

Aber ich glaube, dass die dahinterstehende Veränderung war: Es wurde plötzlich nicht mehr vom Rundfunk als Verlautbarungsinstrument gesprochen, sondern es wurde davon gesprochen, was interessiert die Hörer. Was wollen wir den Hörern anbieten an Themen? Wie setzen wir bestimmte wichtige Themen um, so dass unsere Hörer sie mitvollziehen können? Das war die eigentliche Veränderung, nicht ex cathedra zu verkünden, was bestimmte Leute für wichtig und für mitteilenswert hielten, sondern sich zu fragen: Was fangen unsere Hörer damit an? Was ist der Nutzen, der Gebrauchswert der Hörer? Hier gab es eine Seitenstraße, in der man sich nicht als Sackgasse verirren durfte. Das war die Zielgruppensendung. Es wurde lange Zeit unter dem Aspekt der Beliebtheit von Themen darüber nachgedacht, wie bringen wir diese Themen an die Zielgruppen heran, die sie interessieren. Es wurde überlegt, wir machen eine Zielgrup-

pensendung für Frauen, Kinder, Behinderte, hätte nicht noch viel gefehlt für Linke und Rechte, aber das kam Gottseidank nicht, sondern es wurde darüber nachgedacht: Wie machen wir Sendungen für alle?

Eines meiner Hauptprobleme beim WDR war die Absetzung der sogenannten „Radiothek“. Bevor ich nämlich zum WDR kam, gab es dort eine Reformkommission. Man hatte festgestellt, dass die Reichweiten des WDR gewaltig zurückgingen zugunsten von Radio Luxemburg, zugunsten des Südwestrundfunks und es wurde überlegt, genau unsere Hörerstatistik anzusehen, um zu wissen, wann welche Hörer erreichbar sind. Es wurde herausgefunden, dass, nachdem das Fernsehen die Hauptabendzeit übernommen hatte, abends die große Chance sein würde, jüngere Leute, die nicht fernsehen, an das Radio zu binden. Es wurde eine Sendung erfunden, die „Radiothek“ mit einer eigenen Redaktion – keinem der Programmbereiche zugeordnet, sondern dem Hörfunkdirektor direkt unterstellt – in der aktuelle Themen für junge Leute, Lehrlinge, Schüler aufgegriffen werden. Ich habe das mit großem Interesse verfolgt, allerdings nicht ohne Kritik und nicht ohne Bedenken, weil sich zeigte, dass wenn wir abends von 19 bis 21 Uhr nur für junge Leute sendeten, wir ein Publikum verloren – bei WDR 2 – was wir am nächsten Morgen nicht wieder zurück bekamen. Das heißt, die Leute entschlossen sich abends ein anderes Programm zu hören, von dem sie sich dann auch morgens wecken ließen. Das war in der Regel SWR 3, nicht der WDR.

Ich habe in einer bestimmten Situation, das war der Schleyer-Anschlag in Köln, als dieses Ereignis gegen Abend, am frühen Abend stattfand, festgestellt, dass im WDR 2, in der „Aktuellen Welle“, das Thema nicht vorkam. Das Thema kam beim Südwestrundfunk vor, aber nicht bei uns, weil unsere Leute gar nicht mehr da waren, die Redaktion nicht besetzt war. Die waren gar nicht mehr gewöhnt, dass abends solch ein Thema im Rundfunk noch aktuell werden würde. Das hat mich dazu gebracht zu sagen: „Wir brauchen auch von 19 bis 21 Uhr Sendungen nicht nur für die Zielgruppe ‚junge Leute‘, sondern für ‚alle‘“.

Erst später, viele Jahre später, wurde dieses Prinzip dadurch relativiert, dass eine ganze Welle, nämlich 1LIVE – ein Programm für junge Leute wurde. Das wurde aber erst möglich nach der vollständigen Trennung vom NDR. Bis dahin hatten wir nämlich noch immer mit dem NDR eine Gemeinschaftswelle betrieben. Hamburg hat mir sehr übel genommen, dass wir diese Trennung vollzogen haben, weil, was ich in meiner WDR-Bezogenheit gar nicht realisiert hatte, erst das gemeinsame Programm der Weg war für die Hamburger Journalisten und Redakteure, sich in Bonn, der Hauptstadt, vernehmlich zu machen.

Das geschah nämlich über den Westdeutschen Rundfunk; weil der NDR in Bonn nicht zu empfangen war, konnte das, was die Hamburger sagen wollten, nur in dem Gemeinschaftsprogramm, der gemeinsamen Mittelwelle nach Bonn gelangen. Ich habe das dann gegenüber großen Widerständen in Hamburg durchsetzen müssen, weil ich eben erreichen wollte, dass der WDR freie Hand bekommt auch im ersten Programm. „1LIVE“, den Titel, habe ich erfunden, aber für eine andere Sendung, wurde aber als Programm erst von Fritz Pleitgen eingeführt und damit ein Zielprogramm für junge Leute. Da ging es dann – mit Recht.

Wann war das? Wann ist die Trennung von NDR und WDR in diesem Gemeinschaftsprogramm erfolgt?

Ich weiß es jetzt auch nicht mehr genau, aber es muss Ende der 70er gewesen sein.

WDR-Hörfunkdirektor

Haben Sie dabei in dieser Frage, denn das ist ja nun doch durchaus eine sehr konfliktträchtige Entscheidung gewesen, die Sie damals als Hörfunkdirektor des WDR getroffen haben, auch die Unterstützung ihres Intendanten gehabt? Das war ja bereits Herr von Sell.

Also, die hatte ich durchaus. Wenn es um WDR-Interessen ging, hatte ich sie immer. Da war Hamburg uninteressant, spielte keine Rolle. Ich musste sie natürlich in Hamburg plausibel machen, musste sie meinem Hamburger Kollegen verständlich machen, mit dem ich mich immer sehr gut vertragen habe. Das war Wolfgang Jäger – mit dem hatte ich nie Streit. Aber der Hamburger Chefredakteur, das war zu der Zeit Jürgen Kellermeier, dem war das sehr unangenehm, was ich da gemacht hatte. Der hat sich auch bei mir sehr beklagt, wie ich mit ihm rede, obwohl er nur Chefredakteur und ich Programmdirektor bin. Das mochte er nicht hören. Das widersprach seinen hierarchischen Vorstellungen.

Wahrscheinlich war das ja auch für den NDR eine finanzielle Frage. Denn Sie mussten ja jetzt eine eigene Welle betreiben – genauso wie der WDR.

Sie mussten die Hälfte dieser, aber das haben sie geschafft. Das war nicht das Problem. Es war kein finanzielles Problem. Das hat man damals so mitgenommen.

Ich will nur sagen. Die Grundentscheidung, die Loslösung dieses letzten Restes von NWDR – nämlich der gemeinsamen Mittelwelle – hat mehr sentimentalen Charakter. Jetzt wird die letzte Brücke, die uns noch mit dem NWDR verband, abgerissen, ausgerechnet von jemandem, der von Hamburg gekommen ist. Es war Verrat an Hamburg.

Hatte es auch damit zu tun, dass Sie 1974 als Leiter der Hauptabteilung Information nach Köln gewechselt sind? Sie hatten ja vor dem Wechsel einen ganz zentralen Redaktionsbereich im NDR geleitet.

Es war im Grunde kein Programmbereich. Es war die Unternehmenskommunikation. Es war eine Kombination aus Pressestelle, Auslandsbeziehungen und Programmplanung, Hörerforschung und so weiter. Es war keine Programmaufgabe, die lag beim Programmdirektor. Also ich hatte mit dem Programm im engeren Sinn nichts zu tun. Ich vertrat zwar das Programm nach außen, aber machte es nicht.

Als Leiter des Auslandsdienstes, der Sie ja vorher waren, später dann als Chef der Hauptabteilung Information sind Sie ins Management aufgestiegen und waren raus aus der täglichen Programmarbeit?

Programmdirektor war damals Olaf von Wrangel, der zuvor schon Chefredakteur war. Das war eine klare Proporzfrage, schließlich wurde ja schon in den 50er Jahren Proporz enorm wichtig genommen. Beim NDR wurde 1962 der parteipolitisch ungebundene Walter Hilpert abgelöst durch den Sozialdemokraten Gerhard Schröder, und für den musste nun ein CDU-Pendant gefunden werden. Da wusste man noch nicht so recht wen. Es gab auch in Niedersachsen und Hamburg niemanden. Olaf von Wrangel war in Bonn, den empfahl von Hammerstein, der Pressereferent im Gesamtdeutschen Ministerium war, als stellvertretenden Intendanten. Olaf von Wrangel wiederum kam auf die Idee, Klaus Bölling vom WDR abzuwerben und zu seinem Chefredakteur zu machen. Dieses Gespann von Wrangel /Bölling hat solange gearbeitet, bis von Wrangel Bundestagsabgeordneter wurde und Bölling als Korrespondent nach Amerika ging.

Aber ich will mal sagen, wir hatten dann in Köln das Proporzproblem. Als der Westdeutsche Rundfunk gegründet wurde, um darauf nochmal zurückzukommen, wurde der Versuch gemacht, einen prominenten CDU-Politiker zum Intendanten zu machen. Da stießen sie auf Herrn Doktor Sattler, Staatssekretär in der Bayerischen Regierung für die Schönen Künste. Sattler wurde aber nicht gewählt und es gab ein Hin und Her und schließlich wurde das Verwaltungsratsmitglied Klaus von Bismarck gewählt. Er war als evangelischer Christ für die CDU akzeptabel, war kein Sozialdemokrat, aber wurde von den Sozialdemokraten toleriert. Heinz Kühn hat sich damals sehr für Bismarck eingesetzt. Bismarck wurde dann zum Intendanten gewählt und ich kann mich noch entsinnen, wie er seinen Antrittsbesuch in Hamburg machte.

Ich hatte mit ihm schon eine frühere Begegnung, da war ich im Funkhaus Hannover und der Kirchenfunkredakteur Leo Waltermann, der später auch nach Köln ging, der sagte: „Morgen kommt der von Bismarck und macht hier eine Aufnahme. Gehen Sie doch bitte gleich zur Kasse und lassen sich sein Honorar auszahlen. Der hat so viele Kinder, der ist dringend auf das Geld angewiesen. Lassen Sie sich doch bitte das Geld auszahlen gegen Quittung und geben Sie ihm das gleich nach der Aufnahme“. Das war meine früheste Begegnung mit Klaus von Bismarck.

Sie haben drei Intendanten im WDR kennengelernt bzw. unter drei Intendanten gearbeitet.

Von Bismarck, von Sell und Nowottny.

Bismarck, von Sell und Nowottny - das waren ja drei ganz unterschiedliche Charaktere. Wie kommt man klar als der für den Hörfunk zuständige Direktor mit so unterschiedlichen Gesprächspartnern?

Ich habe Herrn von Bismarck wirklich sehr geschätzt und hatte wirklich große Hochachtung vor ihm. Er war für mich schon eine bedeutende Persönlichkeit.

Mit Sell war ich eigentlich befreundet, was Konflikte nicht ausschloss, die so weit gingen, dass er eines Tages sagte: „Ich bin hier Intendant des Westdeutschen Rundfunk und du bist Hörfunkdirektor und ich weiß gar nicht, ob der Hörfunk noch zum Westdeutschen Rundfunk gehört“. Der hatte…

Worauf gründete sich denn dieser Vorwurf?

Dieser gründete sich auf meine, ich will nicht sagen Eigenwillig- oder Eigensinnigkeit, aber aus seiner Sicht mangelnden Kooperationsfähigkeit. Ich war für ihn nicht der Kooperationspartner, den er in Heinz Werner Hübner zum Beispiel hatte. Mit Höfer hatte er überhaupt kein Verhältnis. Aber mit Hübner hatte er ein sehr enges und freundschaftliches Verhältnis, und ich war für ihn eine Enttäuschung. Ich glaube, er hatte sich von mir mehr an Kooperation und engere Ratgeberfunktion vorgestellt, obwohl er einst zu mir gesagt hat: „Ratschläge sind auch Schläge". Er war, was das betrifft… Ich glaube, ich war schon eine Enttäuschung für ihn.

Nowottny wiederum war ganz anders. Nowottny, den er ja schlecht behandelt hat als Kandidat für die Fernsehdirektion. Das war ja auch ein Anlass für den Abschied von Sells. Denn der Verwaltungsrat meinte, man sollte nach dem Abgang Höfers als Fernsehdirektor Nowottny als neuen Fernsehdirektor berufen und von Sell hat diesen Wunsch des Verwaltungsrates nicht wirklich umgesetzt. Jedenfalls nicht so, dass eine Rückfrage bei Nowottny: „Hat er Sie denn gefragt, ob Sie Fernsehdirektor werden wollen?" ergab, „Nein, hat er nicht". Das war für den Verwaltungsrat ein Schlag ins Kontor.

Da stellt sich mir natürlich die Frage, ob Sie als Hörfunkdirektor immer die Unterstützung von oben gehabt haben. Sie haben Ihre Konflikte mit von Sell schon angesprochen, aber gerade ihre Tätigkeit als Hörfunkdirektor, die gekennzeichnet war durch kontinuierliche Entwicklungsprozesse und Innovationen im Programm, bedingte doch eigentlich die Unterstützung von oben.

Ich habe den ersten Satz des Schreibens meines Vertrages mit dem Westdeutschen Rundfunks: „Er leitet den Hörfunk selbstständig und in eigener Verantwortung." vielleicht zu ernst genommen. Das war vielleicht gefährlich, den so ernst zu nehmen.

Sie haben mal in einem Interview gesagt „Mut habe ich immer gehabt. Vielleicht hat mir ein wenig Klugheit und Geduld gefehlt".

Das kann man wohl sagen. Das würde ich heute noch unterschreiben.

Ich glaube, bei von Sell war das Problem: Er war natürlich schon sehr auf Fernsehen fixiert, weil Günter Rohrbach hat mal gesagt: „Ja, wir wollen Fernsehen machen und dann brauchen wir nur noch ein bisschen Hörfunk". Der Hörfunk war ja auch räumlich weit entfernt. Es kostete ungefähr fünf Minuten vom Wallraff-Platz zum Vierscheibenhaus. Der Hörfunk hatte ein großes Eigenleben. Bismarck kam immer noch in die Hörfunkschaltkonferenz, weil ihn das interessierte, was da debattiert wurde. Sell ist da nie hingegangen. Ich übrigens auch nicht, aber der Hörfunk fühlte sich vom Intendanten nicht so gewürdigt wie bei Bismarck.

Bei Nowottny war das anders. Der interessierte sich mehr für den Hörfunk und interessierte sich auch für einzelne Sendungen mehr. Ich glaube nicht, dass von Sell viele Sendungen gehört hat, die wir gemacht haben. Das Fernsehen stand so im Mittelpunkt seines Arbeitstages, will ich mal sagen, seines Arbeitslebens, dass er den Hörfunk eher schlecht wahrgenommen hat.

Man darf eins nicht vergessen. Die leitenden Herren des WDR, das beginnt bei Bismarck, setzt sich aber über von Sell und Nowottny fort, wurden häufig eingeladen zu irgendwelchen Partys in Düsseldorf oder im Ruhrgebiet. Dort wurden ihnen immer schreckliche Sachen über den Hörfunk erzählt. Das heißt, sie kamen am Montag oder Dienstag in die Direktorensitzung und denen waren wieder die Ohren voll geredet worden mit Dingen, wie schrecklich der Hörfunk des WDR doch sei. Das hat auch eine große Rolle gespielt, dass ich mich immer in einer Verteidigungsstellung befunden habe.

Natürlich gab es auch Zwischenträger aus dem Hörfunk in Richtung Intendanz, die dann bestimmte Dinge, die ihnen im Hörfunk nicht passten, in der ihnen richtig scheinenden Form beim Intendanten abluden und da hatte ich dann wieder auch zu tun, solche Dinge zu bereinigen.

Ich glaube, dass die Rückendeckungsfrage schon für ihn problematischer war als für mich. Ich habe so gehandelt, wie ich glaubte handeln zu müssen und sage es jetzt mal, das ist jetzt etwas überscharf formuliert, ohne Rücksicht auf die Meinung des Intendanten. Wohl durchaus in seinem Interesse, aber ohne Rücksicht auf seine jeweilige Meinung.

Wie haben Sie das empfunden? Das heißt doch, dass Sie eine gewisse Handlungsfreiheit besaßen und diesen Spielraum auch in vollem Umfang genutzt haben.

Mein persönliches Verhältnis zu Intendanten war gekennzeichnet durch ein starkes Vertrauensverhältnis zu Herrn Bausch und zu Herrn Lehr. Das waren eigentlich die beiden, mit denen ich am offensten und am meisten geredet habe – mit denen hatte ich ein wirklich enges Vertrauensverhältnis.

Wie kam es, dass ausgerechnet diese beiden Intendanten Ihre wichtigsten Ansprechpartner waren?

Das ist merkwürdig. Das hängt mit der Medienkommission der ARD zusammen, die Bausch leitete und es hängt mit Lehrs Aktivitäten in Sachen Zeitungsverleger, Neue Medien und so weiter zusammen, wo er mich auch immer ins Vertrauen gezogen hat, was er mit den Zeitungsverlegern getrieben hat.

War es vielleicht auch der Typus von Mensch? Denn beide sind ja, wenn ich das richtig sehe, Grandseigneure, Patriarchen, durchaus im positiven Sinne.

Ja, wobei Bausch – richtig –, aber das ist jetzt über 20 Jahre her, da hatten sie noch nicht dieses starke patriarchalische Gewicht, sondern Bausch war eher ein, war eher der Lebemann, von dem man sagte, der kommt mit dem Blumenstrauß nachts an die Tür seiner verehrten Partnerin. Also Bausch galt eher als ein Luftikus – nicht als ein Grandseigneur.

Lehr war zum Beispiel, war schon eine Autorität für mich, gerade durch seine Aktivitäten in Sachen Zeitungsverleger und so weiter. Das bestimmte sehr stark. Also diese ganze Dokumentation Rundfunkanstalten und Zeitungsverleger; und er hat mich dann auch zum Beispiel mitgenommen in die Beratungen. Es war schon sehr wichtig für mich,

dass ich diese beiden als Gesprächspartner hatte. Also ich habe mit ihnen bestimmt mehr über Rundfunk, über den Hörfunk geredet als mit meinem Intendanten von Sell. Es ist schon erstaunlich, dass man die Rückendeckung dort findet. Vielleicht sind beide aber auch Intendanten, die sehr viel mehr mit dem Hörfunk anfangen konnten als andere Intendanten, dort auch vielleicht eher groß geworden sind. Das gilt ja für Bausch und es gilt genauso auch für Herrn Lehr, der ja schon in den 50er Jahren für den Hessischen Rundfunk tätig war und insofern auch sehr früh mit dem Hörfunk in Verbindung kam.

Herr Jenke, an dieser Stelle möchte ich den Fokus auf Ihre Tätigkeit als Hörfunkdirektor im WDR seit 1974 lenken. Sie haben damals den Hörfunk vielleicht nicht neu erfunden, aber doch Veränderungen, Innovationen eingeführt, die das Erscheinungsbild des Radios bis heute prägen. Die aktuellen Magazinsendungen, das „Morgenmagazin“ und das „Mittagsmagazin“, haben sie eben bereits erwähnt.

Ich denke, dass sich die eigentlichen Veränderungen im Bewusstsein von Redakteuren abgespielt haben, die von der Zeitung kamen und die plötzlich merkten: Es gibt im Radio keinen Redaktionsschluss, sondern wir berichten kontinuierlich, wir folgen den Ereignissen, wir begleiten unsere Hörer. Es gab damals schon die Idee, dass ein Radioprogramm nicht eine Folge von Nummern ist – dass man hier ein Konzert und da ein Porträt und da ein Feature macht, sondern dass man ein Radioprogramm macht, dem die Hörer folgen können. Klaus Klenke, der auch in Münster viel gearbeitet hat, hat das die Soziusfunktion genannt, hat gesagt: „Das Radioprogramm ist ein Sozius des Hörers.“ Es hört der Hörer, fühlt sich von ihm angesprochen und begleitet und da müssen wir hin. Ich will mal sagen, auf diesem Weg gab es auch Misserfolge. Es gab zum Beispiel Mitarbeiter, die sich den Hörern auf den Schoß gesetzt haben, die ich nicht wollte. Elmar Gunsch zum Beispiel ist ein solcher Fall, der sich den Hörern angebiedert hat, und andere. Ich habe selbst einmal Max Schautzer gebeten, sich etwas zu beschränken, weil der nämlich auch plötzlich den Hörern zu nahe trat, plötzlich sich den Hörern zu sehr empfohlen hat. Es ist eine Gratwanderung gewesen. Auf der einen Seite will man Persönlichkeiten haben, und auf der anderen Seite will man nicht, dass diese Persönlichkeiten zu ergebensten Dienern der Hörer werden. Das möchte man nicht. Es ist eine ganz schwierige Sache: Was kann man tun, damit nicht das Radio sich bei den Hörern anbiedert, sondern für die Hörer da ist?

Eines der Hauptprobleme, die ich hatte, die auch erst Fritz Pleitgen gelöst hat, war, dass wir einen Dualismus hatten in WDR 2 zwischen der aktuellen politischen Redaktion und der Kulturredaktion. Es war nämlich so, dass die Politik den ganzen Tag praktisch gestaltete – mit Ausnahme der Stunden zwischen neun und zwölf, wo die Kultur, vertreten durch Gerda Hollunders Redaktion „Daheim + Unterwegs“, eine Sendung machte, die stärker Themen reflektierte als der Aktualität zu folgen. Diesen Dualismus, diesen Wettbewerb zwischen Politik und Kultur, den habe ich versäumt zu lösen. Ich hätte ihn lösen können – ich weiß aber bis heute nicht wie. Wenn ich das ganze Programm, wie es jetzt ist, in die Hände der Aktuellen gegeben hätte. Aber es gab auch noch da einen Gegensatz zwischen der Aktuellen Redaktion, geleitet von Dieter Thoma und der im engeren Sinne Politikredaktion, auf die Paul Botta einen starken Einfluss hatte. Sie wurde dann zeitweise von Carola Stern geleitet, die das dann aber aufgeben wollte, weil sie sagte, es ist nicht meine Sache. Einen Dualismus zwischen der politischen Redaktion

im engeren Sinn und der aktuellen Redaktion. Diese Klüfte habe ich nicht schließen können. Das sind die Versäumnisse, von denen wir vorher gesprochen haben. Ich glaube, dass man heute – und das haben meine Nachfolger gemacht – robuster mit dem Programm umgehen muss, als ich es gemacht habe. Sowohl Pleitgen wie auch sein Nachfolger haben da einfach draufgehauen und gesagt: „So machen wir das jetzt. Ist uns ganz egal, was ihr darüber denkt." Und das hätte ich auch tun können – ich war da zu rücksichtsvoll.

Was heißt zu rücksichtsvoll? Sie hatten ja die Aufgabe oder den Anspruch an sich, die Hörer an den WDR zu binden und das war ja, denke ich, Ihr Movens in diesen Fragen.

Ja, wobei Carola Stern mir später mal gesagt hat, sie hätte meine mangelnde Durchsetzungskraft beklagt. Ich hätte mich stärker durchsetzen müssen, wobei ich wahrscheinlich, wenn ich das gemacht hätte, nicht in die Richtung mich durchgesetzt hätte, in der es ihr am liebsten gewesen wäre, sondern anderen. Sie hat schon gesagt, ich war in manchen Sachen zu zögerlich. Ich hatte zwar mein Ziel vor Augen, aber der Weg dahin, da fühlte ich mich doch gelegentlich etwas allein gelassen. Zumal ich ja noch diesen Klotz am Bein hatte, mit der von Sell propagierten Regionalisierung.

Inwiefern war die Regionalisierung denn ein „Klotz am Bein" für Sie?

Die Regionalisierung war ja ein Vorläufer der Lokalradios in Nordrhein-Westfalen und ich habe damals gesagt: „Wir werden nie eine Popularität der Lokalradios mit überregionalen Sendungen erreichen. Das werden wir nur auf anderen Wegen erreichen" – nämlich zum Beispiel mit WDR 4 mit einem musikalisch konventionellen Programm, das ja dann zeitweise das meistgehörte Programm war, zeitweise, auch nicht mehr heute. Ich habe damals die, wie soll ich mal sagen, die Regionalisierung am falschen Ende aufgezogen. Ich hätte sagen müssen, sie soll in WDR 2 stattfinden. Und es soll Fenster geben.

Also in dem aktuellen Programm?

In dem aktuellen Programm. Es sollten dort, wo die Weltnachrichten und die aktuellen Begleitnachrichten laufen, auch die Regionalnachrichten laufen. Das hat Fritz Pleitgen dann eingeführt, aber auch wieder abgeschafft. Insofern als nach jeder Nachrichtensendung zur halben Stunde zwei, drei Regionalnachrichten liefen. Da wurden die Programme auseinander geschaltet. Als ich das das erste Mal vorgeschlagen habe, gab es schweren Protest der Werbegesellschaft, die gesagt hat: „Das Programm wird mit Worten überlastet, wir wollen da unsere Werbespots senden." Da hat die Werbegesellschaft, was ja gelegentlich passiert, den Intendanten davon überzeugen können, dass man da Geld verliert – das war eben falsch.

Es ist eine eigene Welle geworden – eine regionale Welle.

Naja, ich habe dann etwas anderes gemacht. Ich habe dann die Trennung vom WDR im ersten Programm genutzt, um einen Vorläufer von WDR 4 zu machen und dort ein Musikprogramm gemacht. Wir hatten nicht genug Frequenzen für alle Regionalsender, und es musste deshalb eine der Frequenzen für das Ruhrgebiet für Essen beiseite gestellt werden und habe dann also ein Programm auf dieser Welle gemacht, was WDR

4 ähnlich war, wobei es das damals noch nicht gab und das Regionalprogramm wurde ein voller Erfolg – vor allem wegen der Musik.

Der zweite Irrtum von mir war, dass ich gesagt habe, wenn wir regionalisieren wollen, brauchen wir neues Personal. Wenn wir neues Personal brauchen, wird dies ein junges Personal sein, also machen wir doch mit den Regionalsendungen junge Programme, das ist sowieso dann als Konkurrenz zu Radio NRW wahrscheinlich das etwas bessere Programm. Es wurden aber keine jungen Programme gemacht, sondern es wurde ein konventionelles Regionalprogramm daraus. Das nicht sehr erfolgreich war, denn zur selben Zeit kamen die Lokalsender und wurden viel erfolgreicher.

Aufgrund einer anderen Musikfarbe?

Natürlich und aufgrund einer von Kaus Klenke dann mit Hilfe des WDR sogar eingeführten jungen Musikfarbe.

Ja, ich habe dafür sogar den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen bekommen, weil die Regierung Rau und Clement der Meinung waren, ich hätte so selbstlos gehandelt, indem ich den Lokalsendern eine gewisse Position überlassen hätte, in der sie sich dann entwickeln hätten können. Das war zwar nicht meine Absicht, kam aber am Ende so raus.

Das Stichwort Lokalradios möchte ich natürlich gern aufnehmen, das ist ein ganz spannender Entwicklungsprozess, der ja Anfang der 1970er Jahre begonnen hat. Als Sie 1974 zum WDR kamen, sind Sie schnell auch in die KTK berufen wurden, die Kommission zur technischen Entwicklung der Kommunikation.

Da war ich vorher schon.

Aber in dieser Phase, 1974/75 muss das gewesen sein, haben Sie ja auch einen Projektauftrag bekommen für die Entwicklung von Lokalradios. Sie sollten für die KtK ein entsprechendes Papier erstellen.

Das war noch für den NDR, also wohl 1973. Aus der Zeit stammen übrigens, weil Sie nach ihnen fragten, meine engeren Beziehungen zu Bausch und Lehr und zwar aus folgendem Grund: Bausch wurde damals Mitglied für die ARD in der KtK und hat mich zu seinem Stellvertreter gemacht. Lehr war darüber sehr traurig, denn er wäre das selbst gern geworden, hat mir das aber nie übel genommen, sondern hat immer gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Aber auf diese Weise kam ich mit beiden in eine sehr enge Beziehung. Bezüglich der Lokalradios, um das nochmal zu sagen, war natürlich die Frage, macht der WDR auch Lokalradios? Erich Schumann von der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung“, der bei der SPD eine große Rolle in der Medienpolitik spielte…

Der Verleger der WAZ?

Ja. Der hat zu mir gesagt, wir sollten doch die Lokalradios machen, das wäre doch die Ideallösung. Das war für ihn klar, denn wir hätten keine Werbung machen können,

sondern wir hätten uns verzettelt mit lokalen Frequenzen. Jürgen Büssow, Landtagsabgeordneter, der bei der SPD der medienpolitische Wortführer war, der sagte, wir müssen die Verleger ins Boot holen. Dann wurde diese abenteuerliche Konstruktion gemacht, bei der die Verleger eine Betriebsgesellschaft gründen für ein bestimmtes Gebiet. In dieser Betriebsgesellschaft werden die ganze finanzielle Seite und die Werbung abgewickelt und dann gibt es eine Programmgesellschaft, die bekommt einen Chefredakteur, der macht das Programm. Das war Büssows Idee und die hat sich dann durchgesetzt letzten Endes.

Das heißt eine landesweite Redaktion?

Nein, eine landesweite Rahmengesellschaft, die sollte nur die Musik machen und die überregionalen Nachrichten, aber das andere sollte regional in den Kreisen gemacht werden.

Aber dieses überregionale Rahmenprogramm, das hat der WDR gemacht? Oder ist das nicht ganz richtig?

Nein, das hat das Radio NRW gemacht. Radio NRW war eine Gesellschaft, an der der WDR beteiligt war und zwar genauso wie Bertelsmann beteiligt war und die lokalen Zeitungsverleger. Das war eine Sache, wo Friedrich Nowottny, der damals schon Intendant war, den Kopf geschüttelt hat, weil wir ihm dieses Kuckucksei ins Netz gesetzt haben mit Bertelsmann und den lokalen Verlegern.

Klaus Klenke, der Planungschef des Intendanten gewesen war, wurde Geschäftsführer dieser neuen Gesellschaft und hat sich als erstes zwei Musikredakteure ausgeliehen bei uns, die dieses Rahmenmusikprogramm für ihn gemacht haben. Das war die Geburtshilfe, die der WDR gemacht hat. Das hat dem Ding doch gut auf den Weg geholfen, obwohl sie nachher gelebt haben von der Initiative der lokalen Programmgesellschaften.

Auf diese Art und Weise war doch der WDR nicht nur Geburtshelfer, sondern hat ja auch immer ein Wort mitgeredet bei der Entwicklung der Lokalradios in NRW?

Theoretisch ja, praktisch aber nicht.

Praktisch nicht?

Theoretisch hätte er das tun können, aber es war nicht so, dass Nowottny als Intendant mich dahin geschickt hat, weil er sagte, der verzettelt sich da, und wiederum andere Leute, die da waren, die hatten kein Interesse am Programm.

Immerhin ist mit Klaus Klenke ja ein Programmmanager aus dem WDR dann nach Dortmund zum Lokalradio...

Ja, er hat das glänzend aufgebaut. Er hat gegen tausende Widerstände aus diesen lokalen Betriebsgesellschaften sich da durchgesetzt, also er hat schon das Ding sehr gut auf die Beine gebracht.

Hat das denn Rückwirkungen gehabt, dieses Lokalradioprojekt auf die Regionalisierung im WDR, die Sie ja dann doch auch weiter vorantreiben mussten.

Ungern, ja. Die Hörerforschung hat uns hinsichtlich der Regionalisierung nicht sehr viel weiter geholfen, weil, was auch ein Verdienst von Herrn Lehr ist, was ich gar nicht schmälern will, die Hörerforschung eine Angelegenheit der Werbegesellschaften ist und die Erzielung von Werbegewinnen von daher natürlich im Vordergrund stand und alles dem untergeordnet wurde. So wurde zum Beispiel die Durchschnittshördauer berechnet anhand der Werbezeiten, während ich immer plädiert habe, man soll nicht die Durchschnittsreichweite, sondern soll den weitesten Hörerkreis nehmen, weil der öffentlich-rechtliche Rundfunk sich an alle wenden soll und allen was bieten soll. Das geschieht am besten, indem ich das Kriterium „weitester Hörerkreis" nehme und nicht wie heute die Durchschnittsstundenreichweite im Vordergrund steht.

Der RBB z.B. kämpft heute hier in Berlin einen ziemlichen Kampf gegen die Berliner Stadtsender, die alle mit hohen Durchschnittsreichweiten in ihren Werbezeiten operieren, während der RBB da nicht so gut weiterkommt. Diese Erfahrungen haben wir damals schon gemacht.

Die Regionalisierung ist ja dennoch, ich wage es mal zu behaupten, ein Erfolg geworden. Der WDR hat ja neun Landesstudios oder Regionalstudios aufgebaut. Er hat eine Welle zur Regionalwelle gemacht mit einem eigenen Musikprogramm. Also müssten Sie doch im Nachhinein sich bestätigt fühlen?

Naja, er hat eigentlich nicht eine Welle zur Regionalwelle gemacht mit einem eigenen Musikprogramm, sondern er hat fünf verschiedene Wellen, von denen eine überwiegend Regionales und Wortprogramme machte. Während WDR 2 wiederum von regionalen Inhalten entkleidet wurde. WDR 2 hatte eine Weile, wie ich finde, ganz erfolgreich nach diesen Nachrichten zur halben Stunde regionale Einsprengsel. Das haben sie aber wieder aufgegeben und jetzt gibt es eigentlich keine regionale Welle im WDR, so etwas wie Antenne Brandenburg, was hier ein großer Erfolg ist – im WDR nicht. Antenne Brandenburg wäre die Kombination im WDR von WDR 4 und regional. Das haben sie nicht gemacht. Ich habe auch sehr dafür gekämpft, dass WDR 4 eine reine Musikwelle blieb mit dem Argument: Es muss auch so eine „Escape-Welle" geben. Zwar gab es auch Nachrichten in WDR 4, aber es gab nicht ein überwiegend politisches Programm. Es war ein Entspannungssender nach dem Vorbild, sage ich ganz offen, des dänischen Melodieradio. Das hat mir sehr imponiert, das haben wir immer gehört hier. Das haben die Dänen sehr gut gemacht. „Sowas", habe ich gesagt, „müssen wir auch haben."

Was hat Sie dabei geleitet?

Ich wollte den Erfolg. Ich wollte den quantitativen Erfolg. Den habe ich auch bekommen, sehr zum Unwillen des Südwestfunks, wo die Leute gesagt haben, „was macht er denn jetzt für einen Quatsch. Man kann doch nicht ein reines Musikprogramm machen. Man muss doch ein Programm machen, wo man sich den Hörern auf den Schoß setzt. So was wie den ‚Schwarzwaldelch' müsstet ihr doch auch machen." Also Gert Haedecke beim Südwestrundfunk hat mir Jahre lang in den Ohren gelegen und hat gesagt: „So-

was müsst ihr auch machen, aber ihr wollt ja nur ein reines Musikprogramm machen. Das kann nicht gut gehen.“ Es ging aber gut.

Fühlten Sie Genugtuung gegenüber den Kritikern aus den anderen Häusern, dass ihre Idee beim Hörer so gut ankam?

Ja, natürlich. Die Leute haben eben natürlich ein Interesse daran, sich von Musik berieseln zu lassen. Ich war da ganz skrupellos, indem ich gesagt habe, wir machen ein solches Programm; wenn die Hörer so was wollen, sollen sie es haben. Wir machen zwar stündlich Nachrichten in dem Programm und wir machen auch eine Sendung, die aktuelle Themen bringt – die hieß „der Tag um fünf“, aber sonst machten wir da keine Wortinhalte.

Das machen sie jetzt wieder, nachdem sich das reine Musikprogramm offensichtlich erschöpft hat; jetzt machen sie wieder mehr Wortsendungen im WDR 4.

Mit ihrem Namen verbinde ich aber auch diese „flächigen“ Sendungen, längere Wort-Musik-Sendungen, die Magazinsendungen. Auch die Magazinsendungen können wir dazu nehmen.

Ja, mir war es wichtig, im Dritten Programm nicht nur Konzerte nach dem Motto Ouvertüre, Solokonzerte zu spielen, sondern mal über eine längere Strecke einen Komponisten vorzustellen oder einen Interpreten. Ich wollte eine Sendung haben mit einem Moderator, der ein bestimmtes Thema aufgreift und sagt: „Ich werde euch jetzt mal in den nächsten zwei Stunden dieses Thema näher bringen.“ Das ist, finde ich, Radio.

Es gab beim WDR eine Sendung vor meiner Zeit, die leider abgeschafft wurde, „Herr Sanders öffnet seinen Schallplattenschrank“. Das war so eine Sendung, die lief abends von neun bis elf. Herr Sanders war der Dirigent des Rundfunkorchesters, der den Hörern seine beliebten Aufnahmen vorstellte über eine längere Strecke. Das mochten die Leute, und das haben sie aber abgeschafft.

Wobei vor meiner Zeit im WDR grausame Dinge passiert sind. Gerhard Jussenhoven, der ein sehr bekannter Kölner Komponist ist, der hat mal zu mir gesagt: „Wissen sie eigentlich, dass Ihr Vorgänger mein Lebenswerk zerstört hat?“. Ich sage: „Wieso?“. „Ja, bei der Umstellung der Bandgeschwindigkeit von 76 auf 38 wurden alle 76er Bänder weggeworfen – nicht gelöscht, weggeworfen. Und das waren meine Aufnahmen aus der ersten Nachkriegszeit, die sind alle nicht mehr vorhanden.“

Das ist natürlich bitter, wenn diese Sendungen der 76er Bänder nicht archiviert worden sind, denn das wäre ja doch möglich gewesen.

Die sind ja archiviert worden und dann trotzdem weggeworfen worden, weil man das Archiv entlasten wollte.

Sie haben sich früh für die Musik im Radio interessiert. Das war einer Ihrer Schwerpunkte. Wenn ich Ihre Publikationen anschaue, dann stößt man darauf, dass Sie sich mit dem

Thema Musik und Hörfunk immer wieder auseinandersetzen. „Welche Rolle spielt die Musik für den Hörfunk?“, war z.B. einer der Titel. Haben Sie sich in diesem Punkt Gehör verschaffen können?

Wir sind, glaube ich, da noch gar nicht auf dem Punkt, auf dem wir sein müssten, was die Musik betrifft. Wir arbeiten immer noch mit klassischen Musikgenres – Oper, Operette, Sinfonie, Kammermusik – und wir müssten Methoden finden, die das Wesen von Musik anders formulieren – nämlich Musik, die man aufmerksam hört, der man aufmerksam zuhört, oder Musik, die man als Entspannung nebenbei wahrnimmt. Das sind natürlich für Musikwissenschaftler heilige Begriffe, das darf man gar nicht sagen, dass man Musik auch zur Entspannung hören kann. Ich hatte mal ein Gespräch mit Gary Bertini, unserem Chefdirigenten, der sich sehr lebhaft darüber beschwerte, wenn in einem Restaurant live gespielt wurde: „Dafür ist doch Musik zu schade – so als Begleitmusik.“ Ich sagte: „Haben sie schon einmal was von Tafelmusiken gehört?“ Ja, hatte er, aber er wollte es nicht akzeptieren. Für ihn war Musik heilig und durfte nicht mit anderen Dingen verknüpft werden.

Das heißt auch in einer Welle, in der Klassik gespielt wurde, durfte dann kein Schlager oder kein Jazz?

Um Gottes willen! Kein Crossover.

Kein Crossover?

Dabei fällt mir ein, dass ich mal eine große Auseinandersetzung mit Carmen Thomas gehabt habe, als sie in irgendeiner ihrer „Hallo Ü-Wagen“-Sendungen die Ouvertüre „1812“ von Tschaikowski, in der es bekanntlich Gewehrdonner und Gewehr gibt, gespielt hat. Da habe ich gesagt: „Das möchte ich bitte im Zweiten Programm nicht hören.“ „Doch“, hat sie gesagt, „das muss sein. Das gehört zum Thema.“

Diese Auseinandersetzungen über die Rolle der Musik in den Programmen war sicherlich ein ständiger Konfliktpunkt über die gesamte Zeit Ihrer Direktorentätigkeit. Oder irre ich mich da?

Ja, absolut. Also es war so: Ich habe mich auch erst sozusagen dazu durchringen müssen, Musik nicht zu kategorisieren in dem Sinne, dass man bestimmte Genre nur in bestimmten Programmen spielt, sondern dass es Crossover geben muss – das geht gar nicht anders.

Die Formatierung von Programmen war für mich immer ein Greuel. So dogmatisch habe ich das jedenfalls nie gesehen. Aber ich wollte natürlich trotzdem bestimmte Grundfarben in den Programmen haben und es gab für mich schon Grenzfälle, wo ich gesagt habe, „Das bitte nicht.“

Die Frage, die sich mir natürlich stellt, der Musikgeschmack, der hat sich ja doch auch verändert, auch die Hörgewohnheiten der Menschen haben sich verändert. Es kamen die Kassette, Aufzeichnungsgeräte, andere Tonträger. Man konnte sich Musik leisten, zu Hause spielen. Man war gar nicht mehr auf das Radio angewiesen.

Wie haben Sie das wahrgenommen? Hat das Auswirkungen auf Ihre Arbeit gehabt? Diese Veränderungen auch der Möglichkeiten Musik zu erfahren bei den Hörern. Hat es zu Hörerverlusten geführt, die dann wiederum zu Reaktionen von Ihnen geführt haben?

Das war so nicht messbar, aber was ich vorfand, als ich 1974 zum WDR kam, war: Es gab im Schallarchiv des WDR z.B. keine Aufnahmen von den Beatles, keine Aufnahmen also von der Musik aus dieser Zeit. Das musste alles erst nach und nach mühsam nachbeschafft werden. Das war versäumt worden, das galt nichts.

Es gab, Sie kennen den WDR ja auch, das Carlton Hotel, in dem die Musikredaktion... und da sah man eben die Musikredakteure mit ihren Köfferchen, wo sie ihre LPs drin hatten, vom Carlton ins Funkhaus laufen und da wurden die da gespielt.

Würden Sie denn heute gerne nochmal Radio machen mit den Möglichkeiten, die Sie heute hätten? Musikprogramme ganz anders zu gestalten, Crossover, Sie haben den Begriff eben benutzt, ist ja heute möglich, war früher ein Vergehen.

Ich bin hin und her gerissen. Aber im Grunde bin ich froh, dass ich damit nichts mehr zu tun habe und zwar aus Gründen, weil die Verantwortung, die man da übernehmen muss, würde für mich heutzutage nicht mehr zu tragen sein.

WDR als „Rotfunk“

Ich möchte nochmal auf einen Punkt eingehen, über den wir vorhin sehr schnell hinweg gegangen sind. Wir haben über die Einflussnahme von Programm und Parteien gesprochen. Ich glaube am deutlichsten wurde dies vielleicht in der Diskussion um den Begriff „Rotfunk“. Das ist gerade beim WDR ein immer wieder geäußerter Vorwurf gewesen. Das gab es aber auch im Falle des NDR, und auch gegenüber dem Hessischen Rundfunk gab es diese Vorwürfe. Aber im Falle des WDR waren diese Vorwürfe aus der Politik massiv.

Heinrich Windelen hat, als ich ihn darauf mal angesprochen habe, gesagt: „Ich hatte ja nie gesagt, ihr seid ein ‚Rotfunk‘. Ich habe nur gesagt, ihr sollt keiner werden.“ Es war so. Haben Sie das Buch von Richard David Precht gelesen über seine Jugend in…?. Also Precht war in Solingen und Solingen ist ja eine Brutstätte des Kommunismus in der Bundesrepublik gewesen.

Das Dreieck Wuppertal-Solingen-Remscheid.

Ja, genau. Ich entsinne mich, dass zum Beispiel in Solingen die SDAJ sehr stark war und die „Radiothek“ fand dort immer begeisterte Zustimmung und hat über und mit der SDAJ sehr viele Sendungen gemacht. Darüber haben sich bei mir so manche beschwert: die Gewerkschaftsjugend, die gesagt hat: „Wieso immer nur die SDAJ und nicht wir?“; Reinhard Grätz, der Vorsitzende des Rundfunkrates, hat zu mir gesagt: „Berichtet doch mal über ein Mandolinenorchester wie in Wuppertal. Das sind doch auch junge Leute.“

Kritisiert wurde die Einseitigkeit, mit der man auf diese Aktivitäten eingegangen ist. Wie man heute weiß, waren diese Aktivitäten nicht selten gesteuert vom Ministerium für Staatssicherheit der DDR. Es ist sicher richtig, dass wir da schon sehr anfällig waren. Es

gab Leute bei uns, die Themen begierig aufgegriffen haben, die aus dieser Ecke kamen, und die dabei sehr unkritisch vorgegangen sind.

Ich war ja nach meiner WDR-Tätigkeit vier Jahre lang Vorsitzender des Programmausschusses beim Deutschlandradio. Da gab es eine Sendung über vier zu Gefängnis verurteilte Hausfrauen aus Celle und der Autor dieser Sendung hat gesagt, das sei doch nun aber wirklich unbeschreiblich: Die Justiz der Bundesrepublik verfolgt diese vier Hausfrauen, weil sie sich beteiligt haben an der Aktion „Frohe Ferien für alle Kinder", wo Kinder in die DDR eingeladen wurden und so weiter. Nun weiß man inzwischen, dass diese Aktion „Frohe Ferien für alle Kinder" eine Aktion war, um in der Bundesrepublik Leute zu gewinnen, die sich in den Dienst des Ministeriums für Staatssicherheit zu stellen bereit waren. Das hatten aber diese Autoren beim Deutschlandfunk nicht erwähnt, nicht berücksichtigt und wurden entsprechend kritisiert. Dies habe ich auch so gesehen. Da habe ich einen heftigen Brief des Redakteursausschusses vom Deutschlandfunk bekommen, warum ich mich nicht für die Freiheit dieser Sendung einsetzte. Doch es war einfach unmöglich. Die Autorin dieser Sendung hatte nicht kapiert, was die Hintergründe dieser Aktion waren.

Aber lassen sie mich noch einmal auf den Begriff des „Rotfunk" zurückzukommen. Wie haben Sie darauf reagiert? Sie sagten gerade, Sie haben über diese Angriffe mit Heinrich Windelen gesprochen.

Windelen war ja ein führender CDU-Politiker in NRW und saß auch für die CDU im Verwaltungsrat. Ihn habe ich einfach mal gefragt: „Was meinen Sie damit?" und dann hat er das gesagt. „Rotfunk" war eigentlich nur der Ausdruck der Stimmung, dass die ganze Richtung des Programmes uns nicht passte. Dazu muss man sagen, dass sich die Kritik gegen hochangesehene Journalisten wie Alexander von Cube oder Volker Mauersberger oder auch Carola Stern richtete, von denen gesagt wurde, sie seien Parteigänger der SPD, gar nicht mal der Kommunisten. Der „Rotfunk"-Vorwurf richtete sich gar nicht so sehr, wie ich es empfunden habe, gegen eine kommunistische Unterwanderung, wie vielmehr gegen eine sozialdemokratische Parteinahme. Carola Stern hat durchaus ganz offen für Willy Brandt Stellung genommen und sich da auch keinen Zwang auferlegt.

Aber es gab eben keine adäquaten CDU-Positionen. Natürlich gab es Leute von der CDU in den Redaktionen des WDR. Der Chefredakteur Paul Botta war z.B. CDU-Mann, Heinz Linnerz, der Kulturchef, kam von der katholischen Wochenzeitung aus Recklinghausen – aber sie drangen nicht durch. Heinz Linnerz wurde schon zu von Bismarcks Zeiten berufen zum Hauptabteilungsleiter Kultur, weil er als Feuilletonchef der Zeitung „Echo der Zeit" in Recklinghausen, einer katholisch konservativen Zeitschrift, einen heftigen Angriff auf den CDU-Bundestagsabgeordneten Gerd Bucerius gefahren hatte und dessen Stern-Reihe „Brennt in der Hölle ein Feuer?". Das hat die CDU ihrem Abgeordneten sehr übel genommen – dem CDU-Abgeordneten Bucerius – und Linnerz hat dazu auch heftig gegen Bucerius geschossen und das legitimierte ihn zum Hauptabteilungsleiter Kultur in den Augen der CDU-Verwaltungsratsmitglieder. Er hat sich dann jedoch nicht durchgesetzt gegenüber den Leuten in seiner eigenen Redaktion, die häufig klare Linksliberale oder Sozialdemokraten waren.

Das heißt, Sie würden sagen, dass in der Zeit, als diese Diskussion um den „Rotfunk“ lief, die CDU im Grunde kein Personal gehabt hat, das Radio machen konnte und insofern es zwangsläufig auch eine entsprechende Gewichtung gab.

So ist es. Ich habe in den Akten des WDR einen Brief gefunden, in denen, ich habe vergessen wer, ein CDU-Politiker dem Intendanten von Bismarck, nein nicht von Bismarck, seinem Vorgänger, dem Funkhausdirektor in Köln, sehr nachdrücklich einen jungen CDU-Mann namens Rainer Barzel ans Herz legte, ob man den nicht für den WDR gewinnen könnte. Aber es gab eben nicht viele solcher Leute. Und nach 1967/68 war es auch schwierig, sie in den Universitäten zu finden.

Wie ist es denn diese Diskussion letztendlich verlaufen? Haben Sie diese Diskussion irgendwie beenden können oder einfach ignoriert?

Ich habe sie ignoriert. Ich habe sie über mich ergehen lassen. Sie fand zwar auch im Rundfunkrat statt, es gab auch da einige Wortführer, aber ich habe mich eigentlich nicht drum gekümmert, und ich wurde auch jedes Mal mit großen Mehrheiten im Verwaltungsrat bestätigt, drei Mal. Also insofern hat sich das im Verwaltungsrat nicht gegen mich gerichtet.

Also insofern war das für sie kein Problem?

Ich will nur noch schnell sagen. Es gab einen Menschen, der auch hier in Berlin inzwischen ist, der sich damals in dieser Diskussion über den Rotfunk sehr hervorgetan und exponiert hat. Das war Peter Radunski, der in der Pressestelle der Bundes-CDU war und damals eine große Denkschrift verfasst über den „Rotfunk“ und über den SPD-Einfluss im WDR. Dieses Papier hat aber selbst bei seinen eigenen Leuten nicht verfangen.

Ich will in diesem Zusammenhang noch auf einen anderen Vorwurf eingehen: Dem WDR bzw. einigen Redakteuren wurde Terrorismusnähe vorgeworfen. Das war in den 70er Jahren im Umfeld der RAF-Hysterie hier in diesem Land.

Es gab einen Redakteur, den Klaus von Bismarck mal sechs Wochen beurlaubt hat. Der hatte Ulrike Meinhof in der Tiefgarage seines Wohnhauses in Köln einen Platz für das Auto eingeräumt. Das war damals also der Kasus, der immer wieder zum Anlass genommen wurde, um von Terrorismusnähe des gesamten WDR zu sprechen. Es ist ein Einzelfall gewesen, aber mehr war es wirklich nicht.

Es gab aber, wie soll ich das sagen, natürlich Sympathieerscheinungen: zum Beispiel Ulrich Gembardt, der von Bismack als Programmdirektor vorgesehen war. Er konnte es aber nicht werden, weil er eine Tochter namens Katharina Hammerschmidt hatte. Sie war auf irgendeine Weise beteiligt an der RAF und war in Paris schwer erkrankt. Gembardt hat sich dann an Rechtsanwalt Schily gewandt, der freies Geleit für seine Tochter ermöglichte, was aber dazu führte, dass sie in Berlin sofort verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert wurde, dort medizinisch schlecht versorgt wurde und dann starb.

Von Bismarck hat sich dann gescheut, den auf diese Weise „terrorismusbelasteten“ Ulrich Gembardt zum Programmdirektor vorzuschlagen und dann wurde ich es. So weit ging das.

Das heißt, Sie waren nicht die erste Wahl damals.

Nein, ich war nicht die erste Wahl. Helmut Drück, den Sie ja kennen, hat die Idee gehabt mich zu fragen. Ich war die zweite Wahl, die erste war Ulrich Gembardt.

Der kam von der Deutschen Universitätszeitung in Göttingen, war lange Zeit politischer Redakteur, kein Mitglied der SPD. Hans Bausch hat über mich geschrieben in seiner Rundfunkgeschichte, ich sei dahin gekommen zwar als Mitglied der SPD, aber nicht deswegen. Das fand ich dann doch sehr freundlich.

Aber ich möchte noch einmal auf das Thema „Rotfunk“ zurück kommen.

Der „Rotfunk“-Vorwurf hat uns schon heftig beschäftigt, weil im Programmbeirat Jens Feddersen als Vertreter der Landesregierung Nordrhein-Westfalen den Antrag gestellt hat, „Radiothek“-Sendungen zu verschriftlichen und den Wortlaut dieser Sendungen den Gremienmitgliedern zuzustellen. Ich hätte mich damals stärker wehren müssen und sagen müssen, die Sendungen sind nicht zum Lesen da, die sind zum Hören da. Wir geben euch gerne Mitschnitte dieser Sendungen, aber nicht die Verschriftlichung. Ich hatte da nicht den Mut zu sagen: Das machen wir nicht, diese Sendungen sollen nicht gelesen, sondern gehört werden. Das hat uns doch eine Weile gekostet an Zeit und Arbeit diese Sendungen dann in Papierform bereitzustellen, was aber auch im Programmbeirat zu keinerlei Ergebnis führte.

Wie gesagt: Es war nicht so, dass ich dem „Rotfunk“-Vorwurf folgend eine Sendung wie die „Radiothek“ abgesetzt habe. Das war nicht das Motiv. Das Motiv lag schlicht und einfach darin, dass ich gesagt habe, wir können nicht in WDR 2 abends zwei Stunden lang zur besten Radiosendezeit eine Sendung nur für einen ganz kleinen Zuhörerkreis machen.

Ziel war es also, eine größtmögliche Anzahl von Hörern vor die Lautsprecher zu Hause zu kriegen. Der Erfolg der fünf Wellen, die Sie dann im Laufe der Zeit eingerichtet haben, wurde also ausschließlich an der Akzeptanz beim Hörer gemessen.

Darf ich an dieser Stelle noch einmal etwas zu meinem Verhältnis zu Freiherrn von Sell sagen, weil sie vorhin danach fragten. Es gibt nämlich einen Brief von Herrn von Sell, den ich nicht veröffentlichen kann, weil er ein interner Vorgang ist. In diesem Brief schreibt er mir, dass er sich vorbehalten würde, für den Zeitpunkt seiner Wiederwahl, die es dann nicht gab, auch einen anderen Vorschlag für den Hörfunkdirektor zu machen. Das heißt, er hat sozusagen mir das Signal gegeben: Rechne bitte damit, dass ich bei einer Wiederwahl dich nicht zur Verlängerung vorschlagen werde. Das war das Äußerste, aber zu dieser Wiederwahl kam es nicht, stattdessen wurde 1985 Friedrich Nowottny gewählt. Nowottny hat mir den Vertrag erneuert, allerdings nicht für fünf Jahre, sondern nur für zwei Jahre. Nowottny hat mich aber dann, nachdem er zum Intendanten gewählt worden war und Kenntnis von dem Brief erlangte, gefragt, was denn

da vorgefallen sei. Ich habe ihm das erklärt, worauf er sagte: „Dann gebe ich ihnen jetzt einen weiteren Vertrag für drei Jahre, dann sind die fünf Jahre wieder voll. Warum haben Sie das denn keinem gesagt?“. Denn auch Verwaltungsratsmitglieder hatten ihn gefragt, wieso machen Sie uns nicht auf diesen Punkt aufmerksam. Aber ich habe gesagt: „Wenn der Intendant mich nur für zwei Jahre vorschlägt, dann ziehe ich mich eben nach diesen zwei Jahren in mein Haus an der Ostsee zurück und lebe da fröhlich als Pensionär.“ Aber das war das Äußerste, was es an Differenz zu von Sell gab.

Sie sagen, das war das Äußerste an Differenz, aber das ist doch ein ziemlich deutlicher Hinweis: Mit dir möchte ich nicht weiterarbeiten.

So ist es – ja. Ein ziemlich deutlicher Hinweis: Wenn es so weiter geht, möchte ich nicht, du kannst dich ja noch ändern.

Das ist aber eine sehr positive Interpretation von Ihnen.

„Ich könnte es in Erwägung ziehen.“ Er hat nicht gesagt, er will es nicht, sondern er würde es sich überlegen.

Aber es bleibt doch ein Misstrauensvotum.

Das war es. Das war es zweifellos. Die Gründungsgeschichte des WDR sagt aber auch, dass die Verträge Intendant und Direktoren nicht zeitlich synchron laufen sollten, sondern dass sie mit einer gewissen versetzten Laufzeit eingerichtet sein sollten.

Man kann sich das vorstellen, das ist ja auch in der Politik so: Der neu gewählte Chef bestimmt seine Mannschaft.

Aber das sollte im Rundfunk nicht sein, sondern da sollte Kontinuität ein wesentliches Entscheidungskriterium sein.

Es gab auch noch einen anderen Aspekt in dieser Sache. Ich hatte all die Jahre – das erste Mal in einem Artikel in der Zeitschrift „Der Monat“ – über Rundfunkräte geschrieben. Ich plädierte immer wieder für eine andere Zusammensetzung von Rundfunkräten, eben nicht nach parteipolitischen Kriterien, sondern Einbeziehung von mehr gesellschaftlich relevanten Kräften. Da hat er gesagt, das widerspreche ganz diametral seiner eigenen Auffassung. Er sei dafür, dass der Rundfunkrat die parteipolitischen Kräfteverhältnisse im Land widerspiegelt und wenn ich anderer Meinung sei, dann – ich weiß nicht genau, wie er das gesagt hat – aber er hat jedenfalls zu verstehen gegeben, dann könnte ich mich ja von einem solchen Rundfunkrat als Intendant wählen lassen. Also ich habe es so verstanden, ich weiß nicht genau, wie er es ausgedrückt hat.

Als von Sell dann tatsächlich aufhören musste – was ganz schrecklich war, weil da Vorwürfe hinsichtlich eines Gartenzauns auf seinem privaten Anwesen im Siegerland und der Nutzung eines ihm nicht zustehenden VW Käfers durch seine Frau vorgebracht wurden, persönliche Diffamierungen –, ist dann Theodor Schwefer, der damalige Verwaltungsratsvorsitzende des WDR, gekommen, hat mich zu einem sehr schönen Mit-

tagessen eingeladen und mich gefragt, ob ich Intendant werden wollte und da habe ich „Nein“ gesagt. Mich als Intendant vorzuschlagen, hatte er mit Heinz Kühn so abgesprochen. Ich hätte eine Mehrheit gehabt bei diesen beiden – bei SPD und CDU. Aber ich wollte das nicht, wollte Programmdirektor bleiben. Das hatte ich nämlich kurz vorher schon Herrn Lehr erklärt. Der auch natürlich von diesen Problemen zwischen mir und von Sell irgendwie Wind bekommen hatte. Ich weiß nicht, auf welche Weise. Aber ich habe dann gesagt: „Nein, Intendant will ich nicht werden.“ Und dann wurde es ja Nowottny.

Struve war von ihm schon als Fernsehdirektor bestimmt worden und die kommunistische Betriebszeitung im WDR hat mir damals bereits einen Abschiedsartikel gewidmet und gesagt: Nachdem Sell jetzt schon nach Höfers Abgang Struve zum Programmdirektor Fernsehen berufen hätte, seien ja nun meine Tage gezählt, denn es könne ja nicht zwei sozialdemokratische Programmdirektoren geben. Daraufhin hat Heinz Kühn gesagt: Von einem sozialdemokratischen Programmdirektor sei überhaupt nicht die Rede. Von einem Sozialdemokraten als Programmdirektor ja, das ja, aber kein sozialdemokratischer Programmdirektor. Heinz Kühn hat dann noch hinzugefügt, er wisse auch nicht genau, ob er als Mitglied der Sozialdemokratischen Partei stirbt – als Sozialdemokrat ja, aber als Mitglied der Partei, das wisse er nicht.

Warum haben Sie Nein gesagt, als sie gefragt wurden? Zumal Sie, wenn ich es recht verstehe, eine Stimmenmehrheit in den Gremien bekommen hätten.

Weil ich, genauer gesagt, gerne diesen Gemischtwarenladen Hörfunk betreiben wollte und Scheu hatte vor dem größeren Gemischtwarenladen WDR und auch nicht sozusagen das hundertprozentige Zutrauen zu den Direktoren hatte. Ich hätte dann auch wahrscheinlich neue Direktoren suchen müssen, aber ich wäre dann auch wahrscheinlich unglücklich geworden, weil es nicht mein Ding war.

Sie haben etliche Aufsätze publiziert. Sie waren immer fleißig unterwegs und haben in unterschiedlichen Organen immer wieder über den Hörfunk geschrieben. Ich kann mich z.B. an einen Aufsatz mit dem Titel „Das Radio hat eine Zukunft“ erinnern, ein anderer Titel lautete: „Das Radio ist noch nicht zu Ende“. Waren Sie ein so überzeugter Radiomensch auch nach 40 Jahren, dass Sie gesagt haben: Der Hörfunk ist mein Leben, das ist das, was ich mache?

Ja genau. Ich habe ja Fernsehen für den NDR, kleine Fernsehfeatures gemacht. Das begann damit, dass Rüdiger Proske, der Hauptabteilungsleiter Zeitgeschehen im Fernsehen des NDR war, mich zu sich bestellte und sagte: „Ich habe ja von ihnen gehört. Ich möchte, dass sie mal was für das Abendprogramm machen. Wovon verstehen sie denn nichts?“ Sage ich: „Ich verstehe von vielem nichts. Sagen sie doch mal, was sie meinen.“ Sagt er: „Verstehen sie was von Segelfliegen?“. Sage ich: „Nein, keine Ahnung – vom Segelfliegen habe ich überhaupt keine Ahnung.“ „Ja dann machen sie einen Film übers Segelfliegen, aber nicht so über Segelfliegen, sondern sie gehen zu einem Verein von Leuten, die Laien sind und fliegen.“ Dann habe ich diesen Film gemacht für das Abendprogramm Deutsches Fernsehen – der ist 1958 auch gezeigt worden, zu einer sehr guten Sendezeit nämlich 20.15 Uhr, da gab es sowas noch. Aber dabei ist mir

klar geworden: Fernsehen mit diesem riesigen Organisationsaufwand, diesen riesigen Zeitverlusten und so – das ist nichts für mich. Die Zeit, die ich verbracht habe, um die Aufnahmen dieses Films im Schneideraum fertig zu stellen: Das hat meine Geduld nicht ertragen, Ich war da einfach zu ungeduldig.

Was hat Sie dann am Hörfunk fasziniert? Der direkte Kontakt, die Schnelligkeit, die Spontanität?

Ja, und die Mischung aus Musik und Wort. Das gab es im Fernsehen eben nicht. Das Fernsehprogramm ist ja erst allmählich zum Musikprogramm geworden. Aber mich hat, wie soll ich sagen, die Vielfalt des Hörfunks von Anfang an fasziniert und begeistert.

Ich kann das durchaus nachvollziehen, wobei ich mich trotzdem immer noch frage, warum Sie dann doch nicht Intendant geworden sind. Ich kann es mir zwar vorstellen. Sie sagten nämlich vorhin an anderer Stelle, Ihnen fehlt so ein bisschen das Durchsetzungsvermögen, aber…?

Ich habe es mir tatsächlich nicht zugetraut.

An anderer Stelle sagten Sie aber auch einmal „Mut haben Sie gehabt".

Ja, aber ich habe es mir nicht zugetraut. Dieser Mut, den ich meinte, war etwas anderes. Der Mut bezog sich darauf, in einer bestimmten kritischen Situation Farbe zu bekennen. Also nicht einen bestimmten Vorstoß zu machen, sondern Mut in der Defensive zu haben. Aber ich war nicht davon überzeugt, dass es meine Sache sein würde zu koordinieren, was an Finanzen, Technik und Produktion im WDR anfallen würde. Ich war in zu vielen Direktorensitzungen Zeuge von versagenden Direktoren. Es war schon eine Lehre zu sagen, „mit diesen Direktoren nicht".

Dazu gehörte immerhin jemand wie Herr Struve, der ja dann auch später ARD-Programmdirektor wurde.

Gut, mit dem habe ich mich gut vertragen.

Mein Problem war weniger das Programm als vielmehr Technik, Verwaltung und so weiter und der riesige, schwerfällige Apparat des WDR, personell, finanziell, den hatte ich mir nicht zugetraut.

Wenn Sie jetzt zurückblicken – 40 Jahre Radio, überwiegend beim WDR, gemacht – hat es Ihnen trotzdem Spaß gemacht?

Ja klar. Keine Rede.

Mit einer so schwierigen „Mischpoche" wie den Direktoren im WDR.

Alles herzensgute Menschen mit denen man sich gut vertragen konnte, aber mit denen eine solche Anstalt leiten – das hätte ich nicht geschafft.

Ihre 40 Jahre im Hörfunk, fürs Radio, wie würden Sie die überschreiben? Wenn Sie das jetzt zusammenfassen müssten. Was war das für eine Zeit?

Das war die große Wandlung in der Medienlandschaft. Die Wandlung der Medienlandschaft von einem mehr oder weniger stabil wirkenden System aus Zeitungen, Radio, Fernsehen zu einem diffusen Vielfaltsystem aus Internet und verschiedenen Angeboten auf verschiedenen Wegen.

Also ich frage mich zum Beispiel: Wir haben uns die Köpfe damals zerschlagen über die Fernsehbeiträge der Zeitungen. Das fragt heute kein Mensch. Die Zeitungen machen, was sie wollen, keiner kümmert sich mehr darum. Da wurden ganze ideologische Schlachten geschlagen – Dürfen die Zeitungen sowas überhaupt machen?

Diese Veränderung, das war das Faszinierende, was Sie als Überschrift drüber setzen würden über Ihre Jahre – „ein Medium ändert sich"?

Ja, ein Medium, die Medienlandschaft ändert sich und in ihr viele Medien. Wobei zum Beispiel die stärkste Versuchung, die ich hatte, war, als in der KtK-Zeit, Anfang der 70er Jahre, ein Bertelsmann-Vorstandsmitglied fragte, ob ich nicht für Bertelsmann nach Wien gehen und mit den österreichischen Markt beobachten wollte. Da habe ich lange mit mir gerungen, ob ich sowas nicht machen sollte. Das Gehalt war außer jeder Reichweite für den WDR – Pension auch –, aber das Radio reizte schließlich einfach mehr.

Wobei die Vorgeschichte meiner Berufung zum WDR auch nicht ganz gradlinig war. Eines Tages kam der Intendant des Saarländischen Rundfunks, Franz Mai, nach Hamburg und fragte mich, ob ich nicht Programmdirektor in Saarbrücken werden wollte. Dann bin ich mit meiner Frau nach Saarbrücken gefahren, wir haben uns das angeguckt und gesagt: „Naja, das ist keine schlechte Stadt, die Nähe zu Frankreich und so, könnte man machen, aber eigentlich doch nicht." Dann rief wenig später der Intendant des SWF, Helmut Hammerschmidt, an und sagte: „Also die Situation hier ist ganz schrecklich, möchten sie nicht Programmdirektor Hörfunk des Südwestfunks werden?". Darüber lässt sich schon eher reden und dann habe ich gesagt: „Muss ich drüber nachdenken". Und dann kam schließlich Klaus von Bismarck und hat gesagt „WDR" und da habe ich gesagt: „Ich hatte doch aber Herrn von Hammerschmidt schon fast zugesagt, das wäre ganz unfair ihm jetzt abzusagen." Hat er gesagt: „Hören sie, manchmal muss man unfair sein." Das hat mich mit ihm sehr verbunden – dieser Ausspruch. Dass er mich zur Unfairness gegenüber Hammerschmidt verleitet hat.

Aber das war dann nicht der Maßstab Ihres Handelns später – unfair sind sie ja wohl eher nicht gewesen. Ich habe sie eher so verstanden, dass Sie manchmal ein wenig unfairer hätten sein müssen.

So ist es, aber dem trauere ich heute auch nicht mehr nach.

Herr Jenke, vor dem Hintergrund Ihrer langen beruflichen Erfahrungen: Weisen Sie dem Rundfunk noch eine Zukunft zu?

Ja.

Also dem Hörfunk?

Also ich will mal sagen. Ich schwöre darauf, dass es weiter öffentlich-rechtliche Anstalten gibt, weil nur öffentlich-rechtliche Anstalten das finanzielle Gewicht haben, eine „Rundum"-Berichtserstattung sicherzustellen, was Zeitungen wie die „FAZ" in Schwierigkeiten bringt. Wir werden über kurz oder lang nicht umhin kommen, solche Dienste an der Gesellschaft öffentlich zu finanzieren. Da liegt die Zukunft des Rundfunks oder überhaupt der Medien. Man muss Formen finden, in denen die publizistische Freiheit gesichert wird durch Finanzierungsvoraussetzungen, dass Redaktionen, Korrespondentenplätze weiter unterhalten werden können. Nur dann, wenn diese öffentlich-rechtliche Finanzierung sichergestellt ist, gibt es in Zukunft auch diese Berichterstattung.

Abschließend noch eine Frage: Was war das Schönste in Ihrem Berufsleben? Man könnte solch eine Frage auch an den Anfang stellen, ehe man sich erinnert, aber ich finde es gerade am Ende eines solchen Gesprächs legitim, diese Frage zu stellen.

Das Schönste war eine Konzertreise mit dem NDR-Sinfonieorchester in die Schweiz. Mit diesen Musikern an diesen Orten war schon sehr schön.

Und das Zweitschönste war die Rundfunkkommission der EBU/UER mit ihren wechselnden Tagungsorten in ganz Europa, wo man in ganz Europa Orte kennengelernt hat, wo Rundfunk stattfindet und nebenbei kulturell wirklich bedeutende Standorte von London bis Venedig und von Warschau bis Lissabon kennengelernt hat.

Das Wort Kultur fällt hier sehr deutlich, auch wenn Sie es nicht explizit ausgesprochen haben. Also die Kultur, die gerade der öffentlich-rechtliche Rundfunk ermöglicht, pflegt, produziert, ist für Sie das eigentliche Highlight ihrer Tätigkeit gewesen.

Also nicht, dass ich mich beglückt fühlte durch die Gespräche mit Politikern oder so.

Herr Jenke, ich danke Ihnen für das interessante und aufschlussreiche Gespräch.

(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)